

Es war Rache...

Die Vertreibung – einige Berichte

GEGEN das VERGESSEN
+++++

Deutsche Soldaten als lebende Fackeln

Dieser Text ist ein Zeugenbericht. Quelle: Wende-Verlag, Archiv-Nr. F.B. 156

Am Sonntag, dem 13. Mai 1945 um 11 Uhr vormittags kam Dr. E. Benesch aus seinem Londoner Exil am Masaryk-Bahnhof in Prag an. Vorher hatte er von London aus Richtlinien an das tschechische Volk in der Heimat herausgegeben: „In unserem Land wird das Ende des Krieges mit Blut geschrieben werden... Der Umsturz muß gewaltsam, muß eine gewaltige Volksabrechnung mit den Deutschen ... ein blutiger, unbarmherziger Kampf sein“. Wie nirgends zuvor in der Welt zeigte sich bei ihm der über alles hinausgehende Haß in einem unvorstellbaren Ausmaße.

Auf seinen Wunsch und ihm zu Ehren wurden am Wenzelsplatz reihenweise deutsche Soldaten verkehrt mit dem Kopfe nach unten an Säulen, Bäumen und Anschlagtafeln lebend aufgehängt und mit heißem Teer beschmiert. Als Benesch in seinem Wagen erschien, ertönten Kommandorufe. Die Unglücklichen überschüttete man gleichzeitig mit bereitgestelltem Benzin oder Öl und zündete sie an. Die in ihrer Todesangst aufschreienden Menschen wurden durch die Hochrufe auf den Präsidenten mit „Nazdár“ zum Teil übertönt. Um die lebenden Fackeln johlten und tanzten tschechische Frauen. Langsam fuhr er durch das Spalier brennender Deutscher. Die furchterlichen Schreie hallten durch ganz Prag und lockten immer mehr zu solchen Schandtaten an. Die Schreienden wurden durch Knuppel, Eisenstangen und Stocke zum Schweigen gebracht. Unkenntliche, verbrannte, blutige Fleischmassen blieben zurück. Darauf zwang man Deutsche, die halbverkohnten Leichen herunter zu nehmen. Verbranntes Fleisch löste sich und blieb an den Händen kleben. Dann wurde befohlen, die Füße der Toten anzufassen und in die Stefängasse zu schleifen, wo sie neben vielen anderen auf einem Lastwagen abgefahren wurden. Wohin die Leichen gefahren wurden, konnte nicht ermittelt werden.

Bereits am 10. Mai wurden Probefackeln veranstaltet. Bei der Einmündung der Wassergasse fing es an. Hier wurden drei Soldaten an der großen Reklametafel verkehrt aufgehängt, mit Benzin übergossen und lebendig verbrannt. Weil sie vor Schmerz fürchterlich schreien, wurden die Köpfe bis zur Unkenntlichkeit blutig geschlagen. In den Prager Bordells wurden Orgien gefeiert. Dazu suchten die Tschechen Deutsche mit Intelligenzberufen aus. Ärzten und Ingenieuren wurden die Kleidungsstücke heruntergerissen, bis sie nackt dastanden. Arme und Beine wurden festgebunden und begannen sexuelle Mariern, die nicht zu beschreiben sind...

Aus der Zeitschrift „Deutschland“ Nr. 3/4. 97



HEIMATBOTE

Jahrgang

Folge 42 ff

München, 27.10.10

> Erinnerungen

von Franz Buchauer – Teil I

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt R 3631

In Prag wartete die Hölle

Ein Verkehrsunfall riß Franz Buchauer am 22. Mai aus dem Leben. Er wurde am 7. Dezember 1928 in Stockau geboren, besuchte ab 1940 die Bürgerschule in Ronsperg, ab 1944 die Bürgerschule in Bischofteinitz, wo er im Schülerheim wohnte. Als 15jähriger sollte er als Flakhelder nach Kiel, doch kurz vor seiner Abfahrt hatten Bomben seinen Dienort zerstört. Er machte einen Segelfliegerlehrgang in Kropitz-Tannenberg/Kreis Eger und kam schließlich doch nach Kiel. Am 22. Februar 1945 wurde er mit Mittlerer Reife und Flak-kampfabzeichen entlassen und zum Reichsarbeitsdienst, zum Kampfeinsatz und schließlich zur SS nach Prag abkommandiert. Hier seine Erinnerungen.

In Prag erwartete mich die reinste Hölle. An ein Melden bei der SS-Einheit war nicht mehr zu denken. Die Tschechen gingen auf die Deutschen los, warfen verwundete deutsche Soldaten aus dem vierten Stock eines Krankenhauses, und bis ich zum Bahnhof nach Pilsen kam, mußte auch ich so manches erleben.

Zum Glück erwischte ich einen Munitionszug, der Richtung Pilsen fuhr. Als aber amerikanische Flugzeuge diesen Zug bei Beraun angriffen, war ich froh, daß ich in einem Kanalrohr unter dem Bahndamm Unterschlupf fand, sonst wäre ich mit dem Zug in die Luft geflogen.

In Pilsen war auch alles durcheinander und ein Weiterkommen

mit der Bahn unmöglich. An den brennenden Skoda-Werken vorbei marschierte ich rund 60 Kilometer drauf los. Kurze Strecken nahmen mich Pferdefuhrwerke oder Militärfahrzeuge mit. Ich hatte wunde Füße, als ich in Bischofteinitz ankam. An ein Durchkommen nach Stockau war nicht mehr zu denken. So machte ich mich auf den Weg nach dem nähergelegenen Mírschikau, wo meine Patin wohnte. Am nächsten Tag, dem 6. Mai, kam auch hier die Front durch, und für uns war der Krieg zu Ende. Wegen meines schlechten Zustands, meine Füße waren wund und eitrig, nahmen mich die Amis Gott sei Dank nicht mit in ihre Gefangenschaft.

Jetzt fielen die Tschechen in unsere sudetendeutschen Gebiete ein, raubten und plünderten. Einige deutsche Frauen und Männer wurden mitgenommen und in Internierungslager gesteckt. Ein paar Wochen konnte ich mich verstecken, aber als sie dann am 9. September meine Mutter mitnehmen wollten, stellte ich mich an ihrer Stelle, und so kam eine sehr schwere Zeit auf mich zu.

Über das Gefängnis in Ronsperg kam ich in das gefürchtete Barackenlager nach Chrastavice. Dort waren Folter, Hunger und Vergewaltigungen an der Tagesordnung. In der ersten Woche wurde auch ich nur geschlagen und verhört. Zu essen gab es so gut wie nichts. Morgens wurde ein Eimer Wasser in den Raum

Bitte umblättern

Hölle in Prag

gestellt, in dem 30 bis 40 Mann untergebracht waren, und der mußte zum Trinken und Waschen für den ganzen Tag reichen. Oft wurde auch der Eimer im Kampf um ein paar Tropfen umgestoßen, und wir leckten die letzten Tropfen vom Fußboden auf. Dort habe ich erst gesehen, wie wenig der Mensch und ein Menschenleben wert sind.

So vergingen einige Wochen, und oftmals wurden wir zu Arbeiten in Steinbrüche getrieben. Jeden Tag fiel uns die Arbeit schwerer, da es ja kaum etwas zu essen und zu trinken gab.

Aus der Parole, am 28. Oktober, dem tschechischen Nationalfeiertag, würden die ganz Alten und die Jugendlichen entlassen, wurde leider nichts. Statt dessen wurden wir nach Taus in das Lager Militow verlegt. An eine Entlassung war nicht zu denken. Gruppenweise wurden wir wieder zu Arbeiten in Steinbrüchen eingesetzt, und da dies in Grenznähe war, wurden auch Fluchtpläne geschmiedet. Als aber wirklich einmal einem die Flucht gelang, wurden gleich einige von dieser Gruppe erschossen und dessen Angehörige auch noch eingesperrt. So blieb uns nichts anderes übrig als auszuharren. *Wird fortgesetzt*

In Prag erwartete mich die reinste Hölle. An ein Melden bei der SS-Einheit war nicht mehr zu denken. Die Tschechen gingen auf die Deutschen los, warfen verwundete deutsche Soldaten aus dem vierten Stock eines Krankenhauses, und bis ich zum Bahnhof nach Pilsen kam, mußte auch ich so manches erleben.

Zum Glück erwischte ich einen Munitionszug, der Richtung Pilsen fuhr. Als aber amerikanische Flugzeuge diesen Zug bei Beraun angriffen, war ich froh, daß ich in einem Kanalrohr unter dem Bahndamm Unterschlupf fand, sonst wäre ich mit dem Zug in die Luft geflogen.

In Pilsen war auch alles durcheinander und ein Weiterkommen

mit der Bahn unmöglich. An den brennenden Škoda-Werken vorbei marschierte ich rund 60 Kilometer drauf los. Kurze Strecken nahmen mich Pferdefuhrwerke oder Militärfahrzeuge. Ich hatte wunde Füße, als ich in Bischofteinitz ankam. An ein Durchkommen nach Stockau war nicht mehr zu denken. So machte ich mich auf den Weg nach dem nähergelegenen Mirschikau, wo meine Patin wohnte. Am nächsten Tag, dem 6. Mai, kam auch hier die Front durch, und für uns war der Krieg zu Ende. Wegen meines schlechten Zustands, meine Füße waren wund und eitrig, nahmen mich die Amis Gott sei Dank nicht mit in ihre Gefangenschaft.

Jetzt fielen die Tschechen in unsere sudetendeutschen Gebiete ein, raubten und plünderten. Einige deutsche Frauen und Männer wurden mitgenommen und in Internierungslager gesteckt. Ein paar Wochen konnte ich mich verstecken, aber als sie dann am 9. September meine Mutter mitnehmen wollten, stellte ich mich an ihrer Stelle, und so kam eine sehr schwere Zeit auf mich zu.

Über das Gefängnis in Ronsperg kam ich in das gefürchtete Barackenlager nach Chrastavice. Dort waren Folter, Hunger und Vergewaltigungen an der Tagesordnung. In der ersten Woche wurde auch ich nur geschlagen und verhört. Zu essen gab es so gut wie nichts. Morgens wurde ein Eimer Wasser in den Raum

Bitte umblättern

gestellt, in dem 30 bis 40 Mann untergebracht waren, und der mußte zum Trinken und Waschen für den ganzen Tag reichen. Oft wurde auch der Eimer im Kampf um ein paar Tropfen umgestoßen, und wir leckten die letzten Tropfen vom Fußboden auf. Dort habe ich erst gesehen, wie wenig der Mensch und ein Menschenleben wert sind.

So vergingen einige Wochen, und oftmals wurden wir zu Arbeiten in Steinbrüche getrieben. Jeden Tag fiel uns die Arbeit schwerer, da es ja kaum etwas zu essen und zu trinken gab.

Aus der Parole, am 28. Oktober, dem tschechischen Nationalfeiertag, würden die ganz Alten und die Jugendlichen entlassen, wurde leider nichts. Statt dessen wurden wir nach Taus in das Lager Militow verlegt. An eine Entlassung war nicht zu denken. Gruppenweise wurden wir wieder zu Arbeiten in Steinbrüchen eingesetzt, und da dies in Grenznähe war, wurden auch Fluchtpläne geschmiedet. Als aber wirklich einmal einem die Flucht gelang, wurden gleich einige von dieser Gruppe erschossen und dessen Angehörige auch noch eingesperrt. So blieb uns nichts anderes übrig als auszuharren. *Wird fortgesetzt*

Mit einer fast unbeschreiblichen Feindschaft begegnete man den Tschechen, die mit einer Deutschen verheiratet waren und sich nicht tschechophil verhielten. Es sollen zwei Beispiele angeführt werden, die solche betrafen, welche lange Jahre in unserer Mitte lebten:

Karel Ceyp, Oberespezient i.R. Galtenhof Nr. 104

Er war mit der Ringelbergerin Josefina Zwerenz (Wallerhansneppi), verw. Bittner, verheiratet. 1918 kam er als „Legionär“ an die Grenze und tat dort Dienst. 1932 ging er in Pension und lebte in seinem neu erbauten Haus am Irlweiher. Nach dem Anschluß verblieb er – wie etwa 300.000 Tschechen – im Sudetenland wohnhaft. Herr Ceyp verhielt sich sein Leben lang neutral und korrekt, deshalb hatte er auch von den neuen Machthabern nichts zu befürchten. Im Jahre 1948 wurde Ceyp verhaftet und u.a. wegen Fluchthilfe angeklagt. Er mußte sich vor dem Staatsgerichtshof in Pilsen verantworten. Obwohl er sich nichts zu Schulden kommen ließ, hat man Fluchthilfe zur Anklage erhoben. Er wurde schwer mißhandelt und verlor dabei fast seinen Verstand. Nach der Verurteilung mußte man den todkranken Mann entlassen und er verstarb bald darauf. Auch als sich später herausstellte, dass er unschuldig war, wurde er nicht total rehabilitiert. Seine Frau mußte als 60jährige im Wald arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie starb am 26.09.1973 in Eger im Krankenhaus und wurde nach Hals überführt, wo sie an Seite ihres Ehemannes ihre letzte Ruhestätte fand. Das Grab besteht heute noch. (Anzumerken ist, dass der Deutschenhasser Dr. Zankel über Galtenhof seine so geliebte Republik verließ und in das Exil ging. Zankel hat bei Einvernahmen der Amerikaner seinen Fluchtweg beschrieben. Es könnte auch Dr. Ripka oder Dr. Drabek (Chefankläger) der ČSR gewesen sein. Letzterer kam zum RFE (Radio Freie Europa)! Der zuständige amerikanische Offizier (ein Oberst) lief ein paar Jahre später am Heiligen Abend zu den Tschechen über und begab sich direkt nach Hals (Halže), wo die tschechische Kontraspionage saß. Unter den Befragern befand sich aber ein „Maulwurf“, der dies den tschechischen Machthabern verriet).

Auch der Finanzier Huček, der mit der Thomasnhermine aus Galtenhof verheiratet war, mußte sein neutrales Verhalten den Deutschen gegenüber bitter büßen. Er wurde ebenfalls vor den Staatsgerichtshof gestellt (eine Folge der Benešdekrete) und zu einer langen Haftstrafe verurteilt. Man warf ihm Zusammenarbeit mit dem „Feind“ vor, was aber nicht stimmte. Erschwert wurde die Anklage noch dadurch, weil sein Sohn (Jahrgang 1923) in der Deutschen Wehrmacht Dienst tat. Huček lebte zuletzt in Mauthdorf ganz zurückgezogen und wurde in Tachau zur Ruhe gebettet. Auch seine Frau Hermine wurde dort im Familiengrab bestattet.

Der tschechische Polizei-Offizier (Stabskapitän) František Kroupa flüchtete 1950 nach Bayern. Er hat nachweislich mehrere Deutsche in St. Joachimstal (Uranbergwerke) zu Tode geprügelt. Er fand Asyl in Deutschland. Der Festnahme und vorbereiteten Anklage wegen Völkermord wurde auf Veranlassung tschechischer Behörden von den US-Amerikanern eingestellt und er wurde nach Norwegen abgeschoben. Die Kosten mußten die bayerischen Behörden tragen (nach der Kapitulation Deutschlands durften Deutsche Behörden keine Verbrechen der Alliierten verfolgen. Siehe Kapitulationsprotokoll, das in Deutschland wohlweislich verschwiegen wird)!

Das bittere Los tschechischer Antifaschisten!

Ein bezeichnetes Beispiel lieferte der einstige Generalsekretär der Kommunistischen Partei (KPČ) Rudolf Slansky (eigentlich Salzmann aus Karlsbad). Obwohl mit Benesch im englischen Asyl, erkannte er welcher Geist in Benesch herrschte. Die KPČ forderte bekanntlich im Jahre 1932 auf ihrem Parteikongress das Selbstbestimmungsrecht der Nationen bis zur Loslösung vom Staat! Das hat vor allem für die Sudetendeutschen in der ČSR gegolten. Davon war 1945 keine Rede mehr. Slansky stimmte dem geheimen Plan zu, das „Deutsche Problem“ für immer durch die Vertreibung zu lösen – bis zu etwa 1 Mio sog. loyaler Deutschen sollten bleiben dürfen. Slansky wurde 1952 Jahre ein Prozeß gemacht und als angeblicher „Monokapitalistischer, imperialistischer Agent des Westens“ zum Tode verurteilt. Seine Frau Josefa, eine Deutsche berichtete vor etwa 10 Jahren darüber, von einer Verurteilung der Vertreibung ihrer deutschen Landsleute war aber nie die Rede Die Asche von Slansky wurde in Prag auf einer eisglatten Straße verstreut.

Vom 20. bis 27. November 1952 fand in Prag der Prozess gegen die „Leitung des staatsfeindlichen Verschwörerzentrums Rudolf Slánský und weitere 13 Genossen“ statt, von denen 11 Juden waren. Angeklagt waren sie des Hochverrats, der Spionage, der Sabotage und des Militärverrats. (Der jüdische Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei wurde am 3. Dezember 1952 zusammen mit weiteren zehn Angeklagten hingerichtet,

Nicht viel besser erging es dem Altkommunisten Kovaršič aus Pilsen. Er wurde im Jahre 1940 von den Deutschen festgenommen, als er regimekritische Flugblätter in Pilsen verteilte und kam in das Lager Buchenwald. Er teilte sein Schicksal mit vielen Deutschen Gefangenen und kam 1945 nach Tachau (Tachov), ihm wurde eine Trafik zur Existenzgründung zugewiesen. Da er kein Anhänger von Stalin war, fiel er bald in Ungnade. Er sagte öffentlich, dass dieser Kommunismus nicht das richtige sei und eine forderte Revision. Das konnte nicht gut gehen. Er wurde aus der KPČ ausgeschlossen und isoliert. Zu einem ehemaligen Häftling in Deutschland durfte er weiterhin ausreisen. Immer wieder wurde er zur tschechischen Staatspolizei gerufen, um den (trozkistischen?) Ideen abzuschwören. Kovaršič wohnte in einem Haus in der Schillerstraße Nr. 1081 in Tachau. Eines Tages sagte er seiner Frau, er müsse ins Krankenhaus nach Plana (Plan). Er verließ schon in der Frühe die „Stalina Ulice“, jetzt Prokova Vely ul. und fuhr mit dem ersten Zug angeblich nach Plan. Gesehen wurde er zuletzt in Marienbad, wo er in ein Taxi stieg. Er kam jedoch nicht nach Tachov zurück. Er blieb unauffindbar. Nach langer Zeit klingelte nachmittags bei seiner Frau die Hausglocke. Als sie öffnete, erklärte ihr ein Angehöriger der Staatspolizei von der anderen Straßenseite aus „deinen Alten haben wir, er ist verreckt“. Kinder fanden ihn angeblich erhängt im Wald in der Nähe von Michelsberg bei Plan. Eine Beerdigung und eine Erwähnung seines Todes wurde seiner Frau untersagt. Eine Urne bekam sie auch nicht. Dieser Staatspolizist war nach der „Sanften Revolution“ - welche Umschreibung einst willfähiger Tschechen – als Kanalreiniger in Roßhaupt tätig und erfreut sich bester Gesundheit.

Morgenstern

1935 gehörten alle Ringelberger Einwohner der r.k. Kirche an. Es gab aber 3 Ausnahmen. Die war die Familie Morgenstern, die im Hause Nr. 107 (Turwahansl) wohnte. Morgenstern war „mosaischen“ Glaubens, wie man bei uns die Juden statistisch erfaßte. Morgenstern war Oberespizient bei der Finanzwache (Zoll) in Paulusbrunn. Die Familie war bei uns anerkannt und wurde ob ihres Glaubens nie belästigt. Der Sohn Fred (Alfred) war damals schon Besitzer eines rotlackierten Motorrads, einer Jawa, die uns Buben sehr interessierte und wir alle bestaunten. Etwa um 1937 verzog die Familie ins Innerböhmische, wo Frau Morgenstern herstammte. Herr Morgenstern ging in Pension. Man hörte nichts mehr von der Familie. Im Jahre 1947/1948 traf Frau Anna Gruber (Turwanantsch), die Mitbesitzerin des Hauses 107, den Sohn Fred Morgenstern in München. Er wollte das „Rote Paradies“ verlassen, weil die Juden auch in der wiedererstandenen ČSR nicht erwünscht waren. Die Emigration erfolgte über München nach Israel. Über diese Tatsachen wird kaum berichtet, weil das nicht zum Zeitgeist, der „Political Correctnes“ paßt.

Das Schicksal einer Galtenhofer Familie in Prag 1945

Der aus Galtenhof (Irlweiher) Nr. 26 stammende Hans (Johann) Roth (Franzenvei(t)n), kam nach seiner Lehre als Walzer/Gießer in der Stahlindustrie nach Potschawl bei Prag (etwa 1870) und heiratete dort eine Henriette Rott. Er war ein strammer Deutscher und erlebte hautnah die damaligen Nationalitätenkämpfe, welche sich immer mehr zuspitzten. „Cechi-Cehom“ war der Ruf in Prag und anderswo in Böhmen. „Böhmen den Tschechen“, die Deutschen sollen verschwinden. Raus mit ihnen, sie sind Zugewanderte! Darüber wird heute nicht mehr berichtet! Warum wohl ? Siehe 1945/1946. Zuletzt arbeitete Hans in der Martinshütte in Rothau-Neudeck bei Karlsbad. Die Eheleute hatten 3 Kinder. Andreas, Bankbeamter, etwa 190cm groß ein Hüne), ledig, Hans (Johann, Oberkellner im Deutschen Haus in Prag), er heiratete eine Tschechin aus Prag, und Anna, mit einem Tschechen verheiratet (ohne Kinder). Der Vater war darob sehr erbost, dass zwei seiner Kinder dies taten. Andreas wurde gleich am 05. Mai 1945 während der „ruhmreichen Befreiung und Revolution“ buchstäblich erschlagen, sein Körper war nur noch ein Fetzen Haut. Er durfte nicht im Familiengrab beigesetzt werden! Wahrscheinlich fand er die letzte Ruhe in einem Massengrab, die damals errichtet wurden. Hans (Johann) wurde sofort verhaftet, halb erschlagen und in das Gefängnis Pankratz gebracht. Ein Volksgerichtshof in Prag verurteilte ihn zu 25 Jahre (Standardzeit) Gefängnis und wurde nach St. Joachimsthal in das Uranbergwerk zur Zwangsarbeit verbracht. Nach 15 Jahren wurde er amnestiert und entlassen. Nach etwa einem Jahr starb er einen qualvollen Tod (Verstrahlung). Seine frühere Ehefrau wollte ihm wieder heiraten, was er ablehnte. Anna verblieb – weil mit einem Tschechen verheiratet – in Teplitz-Schönau (Teplice). Die Mutter Henriette wurde vertrieben, sie kam nach Schönbeck/Elbe (Sachsen-Anhalt, DDR). Auf Antrag kehrte sie zur Tochter Anna nach Teplice – später Banska-Bistritza, Slowakei – zurück und starb dort ob der Behandlung der Deutschen sehr bald. Sie kam vom Regen in die Traufe. Henriette war die Firmpatin meiner Mutter, einer geborenen Roth.

JG

In unserer Gegend gab es 1938 keine Vertreibung von Tschechen, weil diese als Staatsbeamte von der tschechischen Regierung zurückberufen wurden und nun wieder eine Staatsstellung erhielten. Es gab bei uns nach 1945 auch keine derartigen Prozesse. Es werden bei den Fotos keine Orte oder Gebiete angegeben, wo diese passiert sein soll. Man könnte dies auch noch heute feststellen!

Etwa 300.000 Tschechen optierten nach Ziffer 7 des Münchner Abkommens vom 29./30.09.1938 für Deutschland. Das wird heute geflissentlich verschwiegen. Warum wohl? Es paßt nicht zur sogenannten „Political Correctness“. Was nicht sein darf, darf eben nicht sein!

Anmerkung zu Ziffer 7 des Münchner Abkommens vom 29./30.09.1938

Vom Optionsrecht machten nach damaligen Meldungen etwa 250 bis 300 Tausend Tschechen und Slowaken Gebrauch, oft mit deutschen Frauen verheiratet. Darunter war auch mein Onkel Josef Pavel, Pensionist aus Nordböhmen.

Josef Pavel, geb. am 31.10.1877 in Markloviče, Kreis Okres) Ryknov nad Knéznov, Nordböhmen, Oberoffizial der ČSD i.R. Seit 1837, wohnhaft in Mies (Střbo). 1945 wurde er von seinen Landsleuten aufs wütteste beschimpft (Verräter usw.) und schweren Repressalien unterworfen. Nur der Tatsache, dass er sich – wie immer – korrekt verhalten hat, wurde er nicht vor das Volksgericht in Pilsen gebracht und mit seiner Familie im Herbst 1946 nach Bayern vertrieben. Er starb am 04.04.1954 in Ansbach, Mittelfranken.

Jan Smolik, Postbeamter aus Altzedlitsch (Stare Sedliste), der noch 1938 in Pension ging, wurde nach 1945 wüst beschimpft, teilweise mißhandelt und schikaniert. Erst nachdem man ihm keine Verfehlungen nachweisen konnte, wurde er 1946 nach Deutschland vertrieben.

Tschechen und Slowaken, die 1938/39 nicht optiert haben, gingen meist an ihren Heimatort zurück (z.B. Herr Holiček und Staničák aus Tachau nach Pilsen). Sie konnten jederzeit ihre Ehefrauen in Tachau besuchen, ohne dass ihnen etwas geschah. Ihr übriger Besitz wurde nicht enteignet (im Gegensatz zu den jüdischen Mitbürgern) und erhielten die angefallenen Mietkosten in das Protektorat Böhmen und Mähren überwiesen.

JG

**Gesetz vom 8. Mai 1946
über die Rechtmäßigkeit von Handlungen, die mit dem Kampf um die
Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken
zusammenhängen.**

Slg. Nr. 115.

Die vorläufige Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik hat folgendes Gesetz beschlossen:

§ 1

Eine Handlung, die in der Zeit vom 30. September 1938 bis zum 28. Oktober 1945 vorgenommen wurde und deren Zweck es war, einen Beitrag zum Kampf um die Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zu leisten, oder die eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten oder ihrer Helfershelfer zum Ziele hatte, ist auch dann nicht widerrechtlich, wenn sie sonst nach den geltenden Vorschriften strafbar gewesen wäre.

§ 2

(1) Ist jemand für eine solche Straftat bereits verurteilt worden, so ist nach den Vorschriften über die Wiederaufnahme des Strafverfahrens vorzugehen.

(2) Zuständig ist das Gericht, vor dem das Verfahren erster Instanz stattgefunden hat oder, falls ein solches Verfahren nicht stattgefunden hat, das Gericht, das jetzt in erster Instanz zuständig sein würde, wenn die Rechtswidrigkeit der Tat nicht nach § 1 ausgeschlossen wäre.

(3) Trifft mit einer in § 1 genannten Tat eine Straftat zusammen, für die der Angeklagte durch dasselbe Urteil verurteilt wurde, so fällt das Gericht für diese andere Tat durch Urteil eine neue Strafe unter Berücksichtigung des bereits erfolgten Schuldspruches.

§ 3

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Kundmachung in Kraft¹; es wird vom Justizminister und vom Minister für nationale Verteidigung durchgeführt.

Dr. Beneš e. h.

Fierlinger e. h.

Dr. Drtina e. h.

Gen. Svoboda e. h.

S.d.Z Nr. 19 vom 13.05.2005

Nur Handgepäck

Meine Eltern waren ein Opfer der wilden Vertreibung. Den Ausweisungsbescheid trug mein Vater, solange er lebte, immer in seiner Brieftasche.

Sicher ist so das Papier – wenn auch etwas abgegriffen – erhalten geblieben. Mein Vater ließ den Text auch übersetzen.

Heute sende ich Ihnen die Ablichtung dieses Bescheides. Vielleicht veröffentlichen Sie ihn in der SdZ. Es wäre bestimmt für viele, besonders für die Jüngeren von uns, interessant, so ein Papier einmal zu sehen, denn es gibt derer sicher nicht mehr viele.

Nun schildere ich noch kurz den Ablauf der Ausweisung: Zwei tschechische Soldaten kamen in die Wohnung meiner Eltern und erklärten ihnen, daß sie aus der ČSR ausgewiesen würden. Sie dürften nur mitnehmen, was sie tragen oder auf einem Handwegen befördern könnten, und sie müßten in einer halben Stude fertig sein. Meine Schwester und ich durften den bestürz-

ten Eltern behilflich sein. Die Soldaten bewachten jeden unserer Schritte. Was wir in der Eile an Kleidern, Wäsche und sonstigem auf den Handwagen luden, weiß ich heute nicht mehr.

Ich erinnere mich nur, daß wir unserem zitternden Vater zwei Hemden übereinander anzogen und daß wir eine Woldecke aufladen durften, die den Eltern aber später bei einer der zahlreichen Gepäckkontrollen weggenommen wurde.

Sie mußten noch ihre Sparbücher auf den Tisch legen, dann hieß es „Hinaus!“ und die Wohnung wurde versiegelt.

Nach wenigen Tagen Lageraufenthalt ging es an die sächsische Grenze. Dort wurde bei Christophammer noch eine zweistündige Gepäckkontrolle durchgeführt. Alle landeten in dem sächsischen Dorf Schmalzgrube und wurden ihrem Schicksal überlassen. Ein Großteil dieser ausgewiesenen Erwachsenen waren Lehrer.

Irmtraud Endisch/Fischer

Čsl. posádkové velitelství
Radomice

Radomice, dne *22. 6.* 1945.

Vypovídací výměr.

Pan (šlečna) *Fischer* *Frans*, bytem v *Radomice* čp. *165*,
 samostatným *živ. manž. st.*, narozen dne *16. 9. 1880*,
 národnosti německé, vypovídá se dnem *22. 6. 1945*
 a území Československé republiky.

Vaše shromáždění *zola* o *1032* hod.

S sebou můžete vzít potraviny, šatstvo a pod. kolik unesete, resp kolik unesete na ručním vozíku.
 Zlato, stříbro, klenoty, optické přístroje, chem. materiál a pod. odevadejte Čsl. vojenským orgánům nejpozději na určeném shromáždění.
 Koně, povozy, motorová vozidla a pod. musí zůstat na Čsl. území.

Tento vypovídací výměr vztahuje se i na tyto Vaše rodinné příslušníky:

1.	<i>Fischerová</i> <i>Annal</i>	narozen	<i>7. 5. 1916</i>
2.	"	"	"
3.	"	"	"
4.	"	"	"
5.	"	"	"

Z tohoto výměru není odvolání. Případné neuposlechnutí tohoto výměru bude mít za následek použití donucovacích prostředků.

Fr. Malus Ant.
 posádkový velitel.

Aus der Übersetzung des tschechischen Ausweisungsbefehls: „...Herr

Wie Hausmeister Vodicka sein Haus von Nazis befreite

Zu dem Leitartikel „Erschrockene Antwort aus Prag“ von Michael Frank in der SZ vom 28. 5.:

Es ist schon merkwürdig, daß ein schon lange in Prag lebender Deutscher überhaupt nicht mehr begreift, um was es uns Sudetendeutschen überhaupt geht. Ist es so schwer zu begreifen, daß wir die Benesch-Dekrete ablehnen müssen, die zum Beispiel die gegen uns Deutsche begangenen Verbrechen, als da sind Mord, Folter, Vergewaltigung, Raub und andere kaum denkbare Scheuslichkeiten, straffrei stülen. Die damalige Regierung unter Benesch hatte dazu aufgefordert und eine Volksgruppe von mehr als drei Millionen Menschen pauschal zu Verbrechen erklärt und gewaltsam aus ihrer Heimat gejagt, in der sie seit mehreren hundert Jahren lebte.

Der tschechische Schriftsteller Ota Filip, wohl nicht im Verdacht stehend, einer dieser „sudetendeutschen Revanchisten“ zu sein, beschrieb in seiner Erzählung

„Meine drei Befreiungen“ Szenen aus Prag im Mai 1945. Zwei Auszüge daraus: „Am 5. Mai 1945 kam unser Hausmeister Frantisek Vodicka mit Gewehr zu uns und sagte: ‚Jetzt befreie ich unser Haus von den Nazis!‘ Der revolutionäre Gardist ging in den zweiten Stock, wo die Ärztin Birgit Hahn wohnte, eine Deutsche. Ihr Mann war gefallen. Mitte April hatte sie einen Buben namens Walter zur Welt gebracht. Wir hörten Frau Dr. Hahn fürchterlich schreien und liefen ins Treppenhaus. In diesem Augenblick flog Frau Hahns Säugling mit leichtem Winseln durch den Lichtschacht an uns vorbei in die Tiefe. Dann hörten wir oben einen Schuß und Frau Dr. Hahn wurde still. Hausmeister Vodicka, seit zehn Minuten im Aufstand gegen die Nazis, schrie durchs ganze Haus: ‚So, jetzt habe ich mit den Nazis abgerechnet. Nun sind wir frei!‘“

„Unseren Hausmeister Vodicka, den revolutionären Gardisten, sah ich am 8. Mai am unteren Ende des Wenzelsplatzes einen mit Benzin begossenen deutschen Soldaten mit dem Kopf nach unten an einer Laterne hochziehen. ‚Nieder mit den Deutschen, wir sind frei!‘ schrie er und zündete den Soldaten am Laternenmast an.“

Nun schreibt Michael Frank, die tschechische Gesellschaft könne sich ja erst seit sechs Jahren mit sich und ihrer Vergangenheit auseinandersetzen. Man dürfe sie nicht überfordern. Was für eine Art von Menschen sind das eigentlich, die auch nach sechs Jahren noch nicht Mord als Mord und Bestialitäten nicht als solche erkennen können? Ist es zuviel verlangt, wenn wir dafür eine Entschuldigung erwarten und das Eingeständnis, daß es sich hier um vielfaches Unrecht handelte?

Wir Deutschen haben die Hand zur Versöhnung ausgestreckt, wir haben das den Tschechen zugefügte Unrecht eingesehen und uns dafür entschuldigt und Milliarden verloren. Ich habe die Tschechen immer als westliches Kulturvolk betrachtet. Warum wollen sie sich jetzt unbedingt auf eine Stufe mit den Serben stellen?

Dipl.-Ing. Franz Pohlner, München

Mit Büchern Vertriebener gehandelt

Zum Artikel „Der rote Büchernarr - zum Tode des Zürcher Antiquars Theo Pinkus“ von Wolfgang Jean Stock in der SZ vom 7. 5.:

Theo Pinkus mag seine Meriten haben. Ich muß das Bild, das Wolfgang Jean Stock von ihm zeichnet, leider schwärzen.

Es war etwa im Jahr 1946, als ich das Antiquariat Pinkus im Zürcher Niederdorf betrat, um ein wenig zu schmökern. Einige Monate zuvor war es mir gelungen, aus einem tschechischen Lager zu fliehen. Bei Pinkus mußte ich nun eine schreckliche Entdeckung machen: Die Bücher, die sich dort zu Tausenden türmten, trugen alle samt Etiketten von Buchhandlungen aus Saaz, Brüx, Dux, Aussig, Reichenberg und so weiter. Und Widmungen: „Meinem lieben Sohn zur bestandenen Matura von Vater - Aussig 1931“, „Meiner Frau . . .“, „Meiner Mutter . . .“, „Zum Geburtstag . . .“

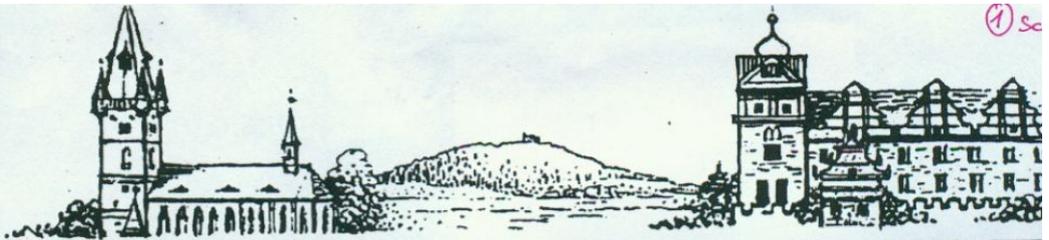
„Zur Hochzeit . . .“, Bücher von Werfel und Wittek, von Max Brod und Urzidil, von Thomas und Heinrich Mann - die Bücher der vertriebenen Sudetendeutschen.

Als ich Pinkus - ziemlich fassungslos - darauf ansprach, wiederholte er immer wieder: „Das sind Bücher von Nazis.“ Die Namen der Autoren sprechen dagegen. Tatsächlich hat Pinkus ganze Waggonladungen von Büchern aus den geplünderten Wohnungen der Sudetendeutschen aufgekauft, in die Schweiz importiert und in seinem Antiquariat und über die Buchabteilungen der großen Warenhäuser (Jelmoli, Globus) verscheuert. Dabei hat er sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Widmungen und Händleretiketten zu entfernen. Diese Angaben kann ich bezeugen.

Günther Jerzabek
Schwarzmannstraße 12
8000 München 40

Südd. Zeitung, Nr. 114 vom 18. 11. 1945 - 1941 S. 148

147



HEIMATBOTEN

Jahrgang

Folge 47

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

München, 20. 11. 2009

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt
Sudetendeutsche Verlagsgesellschaft mbH · Hochstraße 8 · D-81669 München · zeitung@sudeten.de

B 3631

Du Böhmi kommst da nicht 'rein'

Hertha Dillmann erblickte am 6. Oktober 1926 in Gallenhof das Licht der Welt. Sie erinnert sich:

Mein Vater Wenzel Zwerenz war Maurerpolier und besaß eine kleine Landwirtschaft. Als ich zehn Jahre alt war, mußte ich mit ihm um vier Uhr morgens auf die Wiese, um für unsere zwei Kühe und das Kalb Gras zu mähen. Mit meinem 23jährigen Bruder mußte ich ein ganzes Kornfeld abhauen.

Unser Ort ist sehr schön und hat einen Teich, den die Tschechen leider nicht pflegen. Früher machten sie Urlaub bei uns. Wir hatten auch eine Knopffabrik. Der jüdische Besitzer Heinrich Adler war mit einer deutschen Frau verheiratet. Auf einmal reisten sie fort. Wir Kinder nähten Halsketten, Armbänder und Knöpfe auf Karten auf, machten also Heimarbeit.

Als 1938 die deutschen Truppen bei uns einrückten, war ich so mager, daß ich für vier Wochen zur Erholung nach Penzberg zu einem kinderlosen Ehepaar geschickt wurde. Sie verwöhnten mich sehr, und ich hatte Kontakt zu ihnen bis sie starben. Mit 13 Jahren mußte ich das Pflichtjahr bei einer Familie machen. Die hatte ein Lebensmittelgeschäft mit Bäckerei und Landwirtschaft mit fünf Kühen. Früh morgens ging es in die Bäckerei, Semmeln und Brot machen, danach in den Stall Kühe versorgen. Ich wurde ausgenutzt und war völlig verlaust, da ich mich nicht regelmäßig waschen konnte. Danach trat



„Von sechs Uhr f
abends pflückte.“

ich eine Lehrstelle in der Sparkasse in Tachau an. Mit 17 Jahren wurde ich zum Arbeitsdienst nach Wunsiedel verpflichtet, wo ich bei einer Bauersfamilie mit zehn Kindern arbeiten mußte.

Nach sechs Monaten Arbeitsdienstzeit wurden alle Arbeitsmädchen mit Führerinnen zur Luftwaffe nach Pegnitz, „Station Auerchse“, abtransportiert. Ich mußte abends Nachtdienst machen und die feindlichen Flugzeuge auf einer Landkarte einzeichnen. Einmal mußte ich sogar auf einem Peilgerät im Wald alleine Wache halten, nur mit einer Pistole bewaffnet, obwohl ich sie nicht bedienen konnte.

Nach einem Jahr bekamen wir drei Tage Urlaub, zwei Tage für Heim- und Rückfahrt, ein Tag für die Familie. Ende April 1945 wurden wir auf unbestimmte Zeit beurlaubt, denn die Amerikaner waren schon in Nürnberg. Man konnte ihr Schießen hören. Es gehe Richtung Heimat dachten wir, aber nach kurzer Strecke kamen acht Tiefflieger und schossen die Lokomotive kaputt. Gottseidank war ein kleiner Wald in der Nähe, in dem wir Deckung suchten. Doch die Flieger kreisten dauernd über dem Wald und schossen ununterbrochen. Wir gruben uns mit den Händen ein Loch, um den Kopf hineinzulegen. Als alles vorbei war, war ich allein. Ich weiß nicht, was den anderen passiert war. So marschierte ich 50 Kilometer – alle Lastwagen fuhren an mir vorbei, keiner nahm mich mit –, bis ich in Weiden auf dem Bahnhof landete.

Ich setzte mich auf die Treppe und weinte. Da kam ein Soldat und sagte: „Dirndl, du siehst gar nicht gut aus. Hast du Hunger und Durst?“ Ich sah ihn an und nickte. Er gab mir ein Stück geräu-

chertes Wammerl und eine Limo. Dann fuhr ich weiter bis Bärnau, die Grenzstadt zu meiner Heimat, wo ich trotz der Angst vor Tieffliegern glücklich ankam. Dann ging ich eine Stunde durch den Wald, bis ich die ersten Häuser meines Heimatortes sah. Meine Eltern waren froh, daß ich gesund zurückgekehrt war.

Nach zwei Wochen kamen die Tschechen mit Lastwagen und holten uns – zehn Mädchen – mit Gewehr im Anschlag ab. Sie sagten, so wie es Adolf Hitler mit ihnen gemacht habe, so machten sie es auch mit uns. Wir durften nicht reden. Sie brachten uns nach Prag mit einer weißen Armbinde, damit jeder wußte, daß wir Deutsche sind, und trieben uns von einem Bahnhof zum anderen. Dann ging es weiter nach Leitmeritz zum Hopfenpflücken. In der Unterkunft waren fünf Betten für uns zehn Mädchen, der Raum war völlig verdreckt, da vorher Russen darin gehaust hatten. Die Tschechen verboten uns sofort,

Licht zu machen. Als wir es dennoch versuchten, schossen sie sofort auf das Fenster. Von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends pflückten wir Hopfen. Essen wurde auf das Feld gebracht, vier Wochen lang fester Kartoffelbrei mit etwas Mohn und Butter. Am Brunnen im Hof durfte wir uns nur waschen, wenn wir vom Feld kamen. Wir waren völlig verdreckt; die Läuse liefen uns den Nacken hinunter. Nach vier Wochen wurden wir



„rüh bis neun Uhr
n wir Hopfen.“

wieder abtransportiert und in Pilsen auf das Abstellgleis gestellt, denn die Amerikaner ließen uns nicht auf deutsches

Gebiet, weil sie nicht wußten, woner wir kamen. In der Nacht, sagten die Tschechen, sollten wir uns ruhig verhalten, es kämen Russen, die in der Nähe ihr Lager hätten. Da muß ich die Tschechen loben. Sie vertrieben die Russen und beschützten uns. Am nächsten Tag fuhren wir endlich nach Hause. Meine Familie und ich waren überglücklich. Meine Eltern hatten die ganze Zeit nicht gewußt, wo wir waren. Meine Mutter entlaus^t mich gleich, was eine Wohltat war.

Mein Vater mußte als Maurerpolize^e für die tschechischen Grenzposten arbeiten. 14 Tage nach meiner Heimkehr sagte ein Grenzposten zu ihm: „Sagen Sie ihrer Tochter, sie soll über die Grenze gehen. Es wird wieder ein Transport zusammengestellt.“ Ich ging bei Dunkelheit eine Stunde durch den Wald, übernachtete auf bayerischem Gebiet, und weil ich Heimweh hatte, mach-

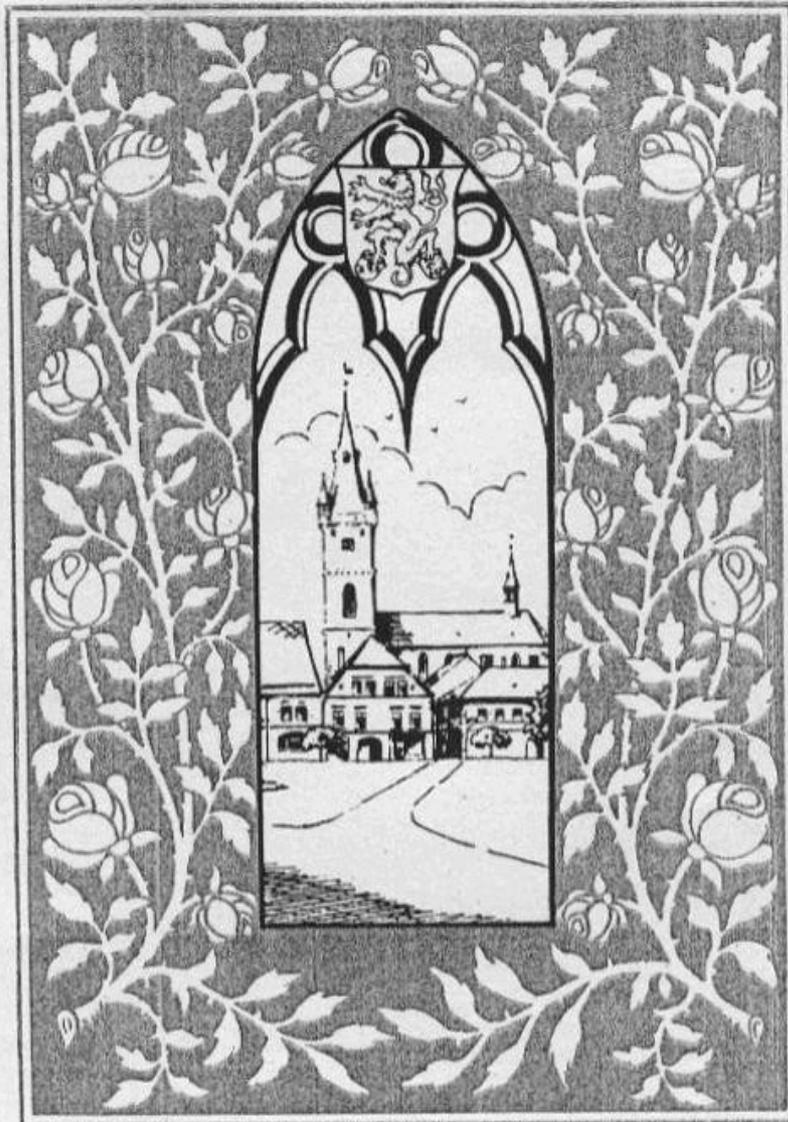
te ich diese Tour noch zweimal. Wieder in Bärnau angekommen, fuhr ich bis Weiden. Dort wollte ich den völlig überfüllten Zug nach München nehmen. Als ich einsteigen wollte, sagte ein Mann: „Du Böhm' kommst da nicht rein. Geh dahin, wo du hergekommen bist.“ Ein freundlicher älterer Herr bekam das mit, machte das Fenster auf und sagte: „Komm, Dirndl, ich helfe dir“ und zog mich durchs Fenster in den Zug. So kam ich im Januar 1946 nach Bayern.

Mein vier Jahre jüngerer Bruder kam einen Monat später nach, die Eltern und meine 80jährige Großmutter wurden nach Friedland bei Göttingen ins Lager gebracht. Ich holte sie später zu mir, wo wir alle in einem 25 Quadratmeter großen Raum lebten.



Familie Zwerenz, Galtenhof

TACHAU



EINE DEUTSCHE STADT IN BÖHMEN

Eine Dokumentation · Herausgegeben und gestaltet
von Josef Schmutzer unter Mitarbeit vieler Heimatfreunde

1970

Satz: Schriftsetzerei Josef Schmutzer — Druck: Staudt-Druck,
beide Geisenfeld/Obb.

Verlag: „Verein zur Erhaltung alten Kulturgutes des Tachauer Gebietes e. V.
in Weiden i. d. Opf.“

A N N O

1 9 4 5

„Wir sind die Herren nun
auf Böhmens heißumstritt'nen Fluren!“
So prahlten sie, Jan Hussens
siegestrunk'ne Erben. —

„Austilgen wollen wir für
alle Zeiten Eu're Spuren:
Was deutscher Zunge ist,
muß ‚Heim ins Reich‘ zieh'n — oder sterben!“

Meine Erlebnisse im Konzentrationslager Tachau

vom 5. September 1945 bis 11. August 1946

Nach Tagebuch-Aufzeichnungen von Wenzel Reiter, Tachau-Amberg

Nach der Besetzung unserer Heimat durch die Amerikaner hatte ich in der Buchdruckerei Walter Arbeit gefunden, da meine letzte Arbeitsstelle in Marienbad nicht mehr zu erreichen war. Nach zirka 8 Tagen übernahmen die eingetroffenen Tschechen die politische Verwaltung und auch die ersten správe tauchen auf. Die Unterdrückung der Deutschen in der Stadt wird von Tag zu Tag unerträglich. Auch unsere Druckerei wird von einem správe übernommen, der sich als Václav Prokop vorstellt, mit dem Wunsche, daß die Arbeit wie bisher weitergehen solle.

Am Abend des 4. September sagt mir mein Nachbar, er habe gehört, daß in den nächsten Tagen viele Verhaftungen zu befürchten seien. Ich sage ihm: „Ich habe keine Angst, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt. Tags darauf kommen mehrere NB-Soldaten und Polizei, durchsuchen unser ganzes Haus, ohne irgend etwas Anstößiges zu finden. Trotzdem werde ich mitgenommen. Ich darf nur eine Decke, ein Eßgeschirr und einen Löffel einpacken. Mit noch einigen der Verhafteten werden wir in das große Magazin der Tabakfabrik gebracht, das als KZ eingerichtet werden soll, dessen Leitung der správe Černý übernimmt. Von allen Seiten bringt man Männer jeden Alters und viele Jugendliche. Ich sehe einen alten, schwerkranken Mann an einer Säule stehen. Da geht ein junger NB-Mann auf ihn zu, packt ihn hinten bei den Haaren und zieht den Kopf mit dem Gesicht an der Steinsäule auf und nieder. Als er ihn ausläßt, fällt der Mann zusammen. Der Soldat grinst höhnisch und geht weg. Inzwischen wird es Mittag, aber von Essen keine Spur.

Am Nachmittag müssen wir am Fabrikshof Steine und Glasscherben aufklauben. Hierbei wird wieder von dem Besitz an Messern und Bleistiften gewarnt. Kamerad Georg Brunner ist auch mit unter uns. Er ist vormittags wegen einer Namensverwechslung eingeliefert worden und sollte nachmittags wieder entlassen werden. Er bekam seine Papiere zurück, die man nun bei einer Körpervisitation bei ihm fand. „Ach, du willst flüchten“, schrien sie ihn an und schlugen ihn fast bewußtlos. Von einer Entlassung ist nichts mehr zu hören.

Im Laufe des Tages werden immer mehr Leute gebracht, so daß zwei Säle belegt werden müssen. Das notdürftige Strohlager ist in sechs Reihen eingeteilt, dazwischen schmale Gänge. Jeder Mann bekommt einen Platz von 80 cm Breite und 2 Meter Länge. Am Fußende längs des Ganges müssen die Leute stehen, niedersetzen vor 9 Uhr abends ist verboten. Auch viele Frauen und Mädchen kommen ins Lager und werden im I. Stock untergebracht.

⊗ Frauen v. Mädchen müssen nackt vor ihm defilieren

Alle Inhaftierten erhalten schwarze Nummern auf rotem Tuch (11 x 7 cm). Diese Schilder müssen stets auf der linken Brustseite getragen werden. So bin ich die Nr. 335. Leute, die schlecht angeschrieben sind, hauptsächlich Jugendliche, erhalten schwarze Nummern auf weißem Tuch und sind extra in einem kleineren Raum, „Saal 3“, untergebracht. Es ist das berühmte „Weiße Zimmer“, der Schrecken aller KZler.

Sobald ein Posten einen Saal betritt, schreit der am nächsten der Tür Stehende „Zor“ (Pozor – Achtung) und niemand darf sich mehr rühren. Für die kleinste Bewegung gibt es gleich Prügelstrafen.

Abends um 7 Uhr ist allgemeine Zählung. Daß es dabei nicht ohne Hiebe abgeht, wird uns bald zur Gewißheit. Anschließend stellen wir uns bei der Tür, mit dem Eßgeschirr in der Hand, auf. Jeder bekommt ungefähr einen halben Liter „schwarzen Kaffee“ und dazu einige minderwertige Kartoffeln. 180 g Brot, die für das Frühstück bestimmt sind, werden vor Hunger meist gleich mitverzehrt.

Um 8 Uhr werden die Außentüren geschlossen, um 9 Uhr ist „Připraviti“ (Hinlegen). Leider wird diese Nachtruhe durch zwecklose Kontrollen oft gestört. Früh um 5 Uhr ist „Nástupiti“ (aufstehen) mit allgemeinem Abortgang. Nur wer dieses Trauerspiel selbst mitgemacht hat, weiß, was sich da manchmal tut. Für ungefähr 700 Mann sind drei Klosetts hier. Noch lange sind nicht alle fertig, heißt es schon wieder „Anstellen zum Kaffeeholen“. In aller Eile wird das trübe Wasser getrunken, und dann gehts in den Hof hinunter, wo die Arbeitskommandos zusammengestellt werden. Die großen Arbeitsgruppen sind ständig gleich und marschieren unter Führung eines „Kapos“ (Vorarbeiter) mit Postenbegleitung an die Arbeitsstelle. Tschechen, die kleine Gruppen oder Einzelpersonen zur Arbeit haben wollen, müssen diese jeden Tag früh persönlich abholen und abends zurückbringen.

Ich werde dem Arbeitskommando „Dampfsäge“ zugeteilt. Es ist schließlich zum Aushalten, wenn nicht gerade recht ekelhafte Posten dabei sind.

Neben mir im Saal ist der fußamputierte Kriegsinvalide Pöhl. Er stellt eben eine Kolonne zusammen, die in Heiligen einen Teich entschlammen soll. Er nimmt mich gleich mit und ich komme wieder einen Tag aus dem Lager weg. Wir sind 15 Mann und haben einen jungen Posten mit, den wir nur „das lachende Glück“ heißen, weil er ausnahmsweise ein ganz netter Mensch ist. „Meine Hand hat noch keinen von Euch geschlagen“, sagt er stolz.

An einem der nächsten Tage werde ich zum Torposten gerufen, wo der Druckereisprache auf mich wartet. Er sagt mir, daß er endlich erreicht habe, mich für die Arbeit in der Druckerei freizubekommen. Er müsse mich aber jeden Tag früh bei der Wache abholen und abends wieder zurückbringen.

Infolge einer besonderen Anordnung wird Kamerad Riedl, ein sehr intelligenter freundlicher Mann Zimmerältester, von uns allen herzlichst begrüßt. – Ein fanatischer Tscheche hat wieder einen ganz gemeinen Einfall. Er heftet ein Blatt Papier mit den gebräuchlichsten tschechischen Wörtern an die Wand, sucht sich hauptsächlich ältere Männer aus und fordert sie auf, diese Wörter zu lesen. Es ist ganz klar, daß keiner diese Worte versteht und aussprechen schon gar nicht kann. Er packt den Betroffenen dann hinten bei den Haaren und stößt ihm den Kopf so lange auf den Zettel, bis aus Nase und Mund das Blut kommt. Dann ist der Nächste dran.

Meist sind diese Gaunereien die Abendunterhaltung der tschechischen Soldateska. So führen sie öfter Gruppen von Männern in den Waschraum und stellen sie mit dem Gesicht an die Wand. Sodann wird einer nach dem anderen in die „Arbeit“ genommen. 30–50mal Kniebeuge (auf und nieder) und andere Quälereien. Oder

wenn man ein „Geständnis“ entlocken will, wird der Mann nackt ausgezogen, mit dem Gesicht nach unten auf einen Tisch gelegt und dann mit dem Gummiknüppel die Fußsohlen bearbeitet. Die Schmerzensschreie der Gequälten sind nicht anzuhören. Aber wehe, wenn sich einer von der Wand umdreht. Sofort fallen alle über ihn her und der Betreffende bleibt meist als blutüberströmtes Bündel liegen.

Ein NB-Richter fragt mich einmal, wer in Zelle 4 Zellenleiter war. Wenn ich es sage, sei ich sofort frei. Da diese Frage schon beim Einlieferungsverhör an mich gestellt wurde, sage ich wieder ganz kurz: „Ich weiß es nicht.“ Mein Entschluß in dieser Angelegenheit wird sich nicht ändern. Durch mich soll kein Mensch ins KZ kommen und wenn ich selbst dabei zugrunde gehe.

Am Morgen eines Oktobertages darf kein Gefangener auf Arbeit hinaus. Alles muß sich im Hof unten aufstellen. Dann kommen fremde Soldaten, suchen eine große Anzahl Männer aus und transportieren sie zum Bahnhof. Der Transport kommt nach Pilsen.

Seitdem kursiert das absichtlich von den Tschechen verbreitete Gerücht, daß aus dem Lager weitere Transporte nach Rußland abgehen werden. Furchtbare Erregung ergreift daher alle, als mitten in der Nacht die Türen aufgerissen werden und eine Horde scheinbar betrunkenen Soldaten hereinströmt, unter denen sich auch Russen befinden. Sie stellen sich an der vorderen Front auf und einer schreit: „Wir haben russische Kameraden zu Gast. Ihr habt sie zu ehren und zu achten! Alle

MB

Der Name ist "Sehr". Dir Tochter lebte später in Geltling bei Geretsried und machte sich große Vorwürfe wegen des Todes ihres Vaters (verh. Mörtl).

rufen daher: Unsere russischen Gäste sind die besten und bravsten Soldaten der Welt!" Wir stehen alle in Hemd und Unterhose da und sagen die verlangten Worte nach. Die wilde Horde springt noch eine Weile im Saal herum und verschwindet dann wieder.

Infolge einer ganz gemeinen falschen Denunzierung des Hühnerfarm-Kapos wird Kamerad Georg Brunner (der bereits am ersten Tag der KZ-Eröffnung so schwer mißhandelt worden war), zur Wache geholt. Nach ungefähr einer halben Stunde bringen ihn zwei Posten auf dem Fußboden bei der Tür hereingezogen, das ganze Gesicht zerschlagen. Auf Händen und Füßen kriecht er auf seinen Platz. Die ganze Nacht stöhnt und jammert er vor Schmerzen. Am nächsten Tag kann er nicht zur Arbeit gehen.

Unsere ganze Wut richtet sich gegen den Kapo. Dieses Scheusal spricht fast kein deutsches Wort mehr, obwohl er längerdienender Unteroffizier bei der Deutschen Wehrmacht war. *zukunft*

In der letzten Zeit hat sich in der Frauenabteilung ein Zustand eingebürgert, der den wahren Charakter gewisser NB-Leute aufzeigt. Wenn es abends nach 8 Uhr im Lager ruhig wird, rufen sie tagsüber ausgesuchte Frauen und Mädchen aus irgend einem Grund auf die Wache, um sie mit Versprechungen gefügig zu machen, was ihnen aber nie gelingt. Aus Wut gibt es dann meist Mißhandlungen in brutaler Weise.

Eine der am schwersten empfundenen persönlichen Einschränkungen ist das Rauchverbot. Was da alles verkonsumiert wird, ist unglaublich. Im Notfall werden geeignete Pflanzenwurzeln getrocknet, mit dem Messer geschabt, das Ganze in Zeitungspapier gewickelt und die unentbehrliche „Zigarette“ ist fertig. Wenn am Abend nach dem „Připravít“ im Lager Ruhe wird, sieht man hier und dort kleine Lichtpünktchen aufleuchten, und spürt einen Duft heranziehen, gegen den ein Giftgasangriff reinsten Veilchenduft ist.

Die Lagerleitung hat auf einmal herausgefunden, daß ein KZler kein eigenes Eßgeschirr haben darf. Alle Geschirre müssen daher abgegeben und zur Essenszeit geholt werden. Bald ist der Privatbesitz restlos verschwunden. Als Notbehelf werden alle erreichbaren alten Konservenbüchsen verwendet und so haben wir jetzt alle ein „einheitliches“ Eßgeschirr, das der kommunistischen Anschauung entspricht.

Für die Kranken soll jetzt Kamerad Dr. Wohlrab (auch ein KZler) sorgen. Er beklagt sich bitter, daß er fast niemand helfen kann, da ihm keinerlei Medikamente und Verbandszeug zur Verfügung stehen.

Unsere „Herren“ haben sich jetzt wieder eine ganz gemeine, unheimlich wirkende Strafmethode ausgedacht. Bei Achtung-Stellung stoßen sie dem Betreffenden mit der Faust unter die Rippen in die Magengegend, daß er sich mit einem furchtbaren Aufschrei überschlägt und meist bewußtlos liegen bleibt.

Als ich einmal abends ins Lager komme, liegt in der Reihe mir gegenüber ein „Neuer“, furchtbar zugerichtet. Er ist ein ungefähr 45jähriger Waldheger aus der Neustadtler Gegend. Seine 18jährige Tochter konnte es unter den zugewanderten Tschechen nicht mehr aushalten und wollte fort nach Bayern. Der Heger, ihr Vater, begleitete sie bis nach Großmeierhöfen, noch weit von der Grenze entfernt. Hier wurden sie beide aufgegriffen und ins Lager gebracht. Kurz vor der Kaffee-Ausgabe muß der Unglückliche ins „Weiße Zimmer“. Gegen 8 Uhr abends wird er weggetragen – er ist tot.

Alle bisherigen Lagererlebnisse sollten verblassen vor der Tragödie, die in der Nacht vom 21. Dezember 1945 auf uns zukam. Wie an jedem Tag haben wir um

9 Uhr „Připravit“ und legen uns schlafen. Gegen Mitternacht werden plötzlich die Türen aufgerissen und eine große Anzahl Soldaten stürmt herein. Sie brüllen wie verrückt und schlagen wütend zu. Alle Schläfer springen schnell auf und stehen zitternd da. Ich habe in der Nacht wegen der Kälte die Hosen nicht ausgezogen, lasse sie aber schnell fallen und bleibe darauf stehen, denn ein nachts nicht abgelegtes Bekleidungsstück bedeutet „Fluchtversuch“. Ein Posten sieht, daß ich auf der Hose stehe. Im nächsten Moment beginnt er mit dem Gummiknüppel auf mich einzudreschen, als ob er mich umbringen wollte. Dabei brüllt er: „Ich werde dir deinen Fluchtversuch austreiben!“ Als er endlich weg ist, liege ich teilnahmslos da, von Schmerzen gepeinigt. Mein Kopf schmerzt zum Zerspringen. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und bleibe reglos liegen. Im Saal geht der Höllentanz weiter. Als die wilde Jagd endlich fort ist, herrscht Ruhe und Stille wie auf einem Friedhof. Doch kaum hat sich alles etwas beruhigt, kommen die Unmenschen wieder mit ihren Quälereien. So geht es bis in die Morgenstunden. Erst am Morgen erfahren wir die Ursache dieses Tollhausauftrittes. Drei KZler, darunter zwei Tschechen, sind wieder ausgerissen.

Heiliger Abend 1945. Es ist der traurigste Christabend meines Lebens. Der Druckerei-správce hat erlaubt, daß abends um 5 Uhr meine Angehörigen zu mir in meinen Arbeitsraum kommen. Wenn ich meine Leute betrachte, wie ihnen die Sorge um mich und die eigene Not aus den Augen schaut, glaube ich, nicht mehr weiterleben zu können.

Ins Lager zurückgekommen, höre ich, daß Pater Nordick hier war und eine hl. Messe gelesen hat. Kugler hat mit einigen seiner Sänger die Messe mit Gesang umrahmt. Es muß allen inhaftierten Kameraden sehr zu Herzen gegangen sein, wie ich aus ihren Erzählungen heraushöre.

Am Christtag ist allgemeiner Besuchstag. Gegen 9 Uhr vormittags treffen die ersten Besucher beim Haupttor ein. Die Angehörigen werden aufgerufen und können hinuntergehen. An einem der aufgestellten Tische können sie essen und sich gegenseitig etwas unterhalten, aber nach kurzer Zeit müssen sie sich wieder verabschieden.

Um die Jahreswende setzt eine neue Verhaftungswelle ein, da sich die Neuzugänge ständig mehren. Im zweiten Stockwerk wird ein neuer Saal eingerichtet. Alle Gruppen, die ständig auf Arbeit gehen, werden hier untergebracht. Es ist alles viel besser eingerichtet, so daß man sich viel freier bewegen kann. Auch ich kann durch Vermittlung guter Kameraden einen solchen bevorzugten Platz bekommen. Kamerad Rudolf Dworschak ist hier Zimmerältester.

Am 4. Januar 1946 bekomme ich von meinen Angehörigen die Nachricht, daß sie unser Haus räumen müssen – für mich wie ein Dolchstoß ins Herz. Nun ist alles vorbei, alles verloren, ein Leben harter Arbeit und unentwegten Sparens. Anfangs März werden sie beim ersten Aussiedlertransport sein. Es wird ihnen zugesagt, daß ich mit ihnen fort kann. Aber bald wird uns zur Gewißheit, daß ich hierbleiben muß. Sogar eine persönliche Verabschiedung wird uns verweigert. Doch kommt Hilfe in letzter Stunde. Kamerad Heidenreich, ein guter Freund von mir, ermöglicht durch einen gelungenen Plan, daß wir uns doch noch zu einer ungestörten Verabschiedung treffen können. In der Nacht zum 5. März fährt der Zug aus dem Fabrikshof hinaus, einem unbekanntem Ziel entgegen – das Verbrechen der Austreibung hat begonnen.

In den ersten Märztagen kommen unsere Pilsner zurück und erzählen grauen-erregende Erlebnisse. Sie waren in der berüchtigten Strafanstalt „Bory“ unterge-

bracht und wurden von hier aus zu allen möglichen Arbeiten herangeholt. Meist gingen sie in Gruppen von 15 bis 20 Mann unter strengster Bewachung. Am Wege zur Arbeitsstelle wurden oft Kameraden aus den Reihen herausgerissen und mißhandelt. Kamerad Binder erzählte mir, daß er einmal einer Gruppe zugeteilt war, die Partisanengräber öffnen mußte. Mit bloßen Händen mußten sie die bereits zeretzten, furchtbar riechenden Leichen herausnehmen, küssen und dann in bereitgestellte Särge legen, die in Ehrengräber überführt wurden.

Seit einiger Zeit kommt von der Gendarmerie ein junger Stabskapitän ins Lager, obwohl er doch hier eigentlich nichts zu suchen hätte. Er quält die Leute, wo er nur kann. So greift er mit weißen Handschuhen unter die Bettstellen, die in diesem Raum aufgestellt sind; die beschmutzten Handschuhe sind schon ein Grund zum Zuschlagen. — Als die Reihe des Dienstes an mir ist, gehe ich vor die Tür hinaus. Gleich in der ersten Viertelstunde kommt der gefürchtete Stabskapitän mit dem Wachposten und dem Lagerältesten Kamerad Riedl über die Treppe herauf in die oberen Räume, wo auch bald das Theater losgeht. Mir tun die armen Menschen leid, denn heute scheint er total wahnsinnig zu sein. Nach einiger Zeit kommen alle Drei wieder die Treppe herab. Der Stabskapitän und der Wachposten nebeneinander, Riedl hinter ihnen. Als sie drei Stufen vor mir sind, bleibt der Stabskapitän stehen, der Wachposten geht weiter. Meiner Meinung nach dem Rangältesten melde ich: „Prosím pan stábní kapitan, hlasím ...“ Weiter komme ich nicht. Wütend fährt der Stabskapitän auf mich los und brüllt: „Wem meldest du?“ Als ich wieder sage: „Pan stábní kapitan ...“, schlägt er mir mit der Faust ins Gesicht, daß ich zurückfalle. Ich springe auf, er fragt wieder, ich antworte wie das erstemal und schon schlägt er wieder zu. Ich stehe rasch auf und auf seine neuerliche Frage und meine von mir als richtig betrachtete Antwort bekomme ich einen solchen Schlag ins Gesicht, daß ich zusammenbreche und nicht mehr aufstehen kann. Er lacht höhnisch und geht vor den anderen, denen sich inzwischen noch ein Posten zugesellt hat, in den Saal hinein. Erst nach einiger Zeit kann ich mich aufrichten, in meinem Kopf braust es, wie an einem Flußwehr. Da höre ich, wie er drinnen tobt. Alle müssen sich in einer Reihe aufstellen und fast eine halbe Stunde „Kniebeuge“ (auf und nieder) machen. Immer wieder bricht einer von ihnen zusammen, aber rücksichtslos stößt der Tobende von vorn und die beiden hinter der Reihe stehenden Posten von hinten mit den Stiefelspitzen zwischen die Beine und schlagen mit dem Gummiknüppel drein, bis die Gequälten mit letzter Kraftanstrengung wieder aufstehen und weitermachen. Der Schweiß läuft in Strömen, als die „Wilde Jagd“ endlich verschwindet. Ich frage später den Lagerältesten Riedl, warum ich eigentlich zusammengeschlagen wurde. Er erklärte mir: „Weil der Wachposten dir am nächsten stand, hättest du müssen erst dem Posten melden.“ Nun wußte ich, warum dieses Scheusal auf der Treppe stehen blieb und den Posten allein weitergehen ließ. Er hat also hier schon nach einer Gelegenheit gesucht, um mich schlagen zu können. Weil ich keine Militärperson war, mußte ich also die Strafe auf mich nehmen. Welch ein Hohn! Am nächsten Morgen können 15 Mann überhaupt nicht aufstehen. Von allen Arbeitsstellen laufen Beschwerden ein, da auch alle anderen dabeigewesenen Männer fast arbeitsunfähig sind. Dieser Vorfall hat im ganzen Lager ungeheuere Erregung verursacht und viele sagen ganz offen, daß es keinen anderen Ausweg mehr gibt, als auszureißen, es bleibe schließlich gleich, ob man im Lager erschlagen wird oder auf der Flucht umkommt. Wahrscheinlich hat auch die Lagerleitung von der Stimmung im ganzen Lager erfahren, denn am Abend kommt der militärische Lagerkommandant Hannibal mit dem Lager-správce in unseren Saal.

Er sieht selbst das Ungeheuerliche der gestrigen Vorkommnisse ein und versichert, daß der Stabskapitän das Lager nicht mehr betreten darf. Er habe es ihm endgültig verboten. Es werde sicher zu keinen solchen Vorfällen mehr kommen. Übrigens wird es bald größere Entlassungen geben, daher solle keiner zum Schluß noch eine Dummheit machen und davonlaufen. Diese letzten Quälereien haben tatsächlich das Gute gebracht, daß scheinbar doch im Lager eine bessere Atmosphäre zutage kommen wird. Außerdem wird durch die immer stärker einsetzenden Vertreibungs-transporte die Besetzung des Lagers schon sehr merkbar dünner.

Am 11. August muß ich lange unten im Hof auf Prokop warten. Als er endlich kommt, sagt er ganz aufgeregt: „*Sie sind frei!* Schnell, holen Sie Ihre Sachen. Aber Sie müssen bei mir arbeiten bis zur Aussiedlung.“

Ich stürme in den Saal hinauf, packe meine Habseligkeiten in die Schlafdecke und verlasse nach kurzer Verabschiedung von den zufällig anwesenden Kameraden das Lager. Von den bei der Verhaftung abgenommenen Gegenständen (Geldtasche, Ausweise usw.) ist nichts mehr zu haben, das ist alles „verloren“gegangen.

Mein Versprechen wegen Arbeit werde ich unbedingt halten. Aber all mein Sinnen und Drängen gilt dem baldigen Wiedersehen meiner Angehörigen. Gebe Gott, daß ich sie gesund wiederfinden werde!

Verhältnisse im Aussiedlungslager Tachau im Mai 1946

(Bericht vom 5. Juni 1946, Berichter: Anton Fleißner)

Entnommen den „Dokumenten zur Austreibung der Sudetendeutschen“

Am 29. und 30. Mai 1946 wurden ungefähr 1200 Personen des Kreises Tachau im Aussiedlungslager Tachau, ehemalige Tabakfabrik, zusammengezogen, um von dort „ausgesiedelt“ zu werden. Im Lager befanden sich damals bereits gegen 500 Personen, die von früheren Transporten als überzählig zurückgeblieben waren oder dort auf Familienmitglieder warteten, die noch im Konzentrationslager festgehalten wurden. Das Konzentrationslager für den Tachauer Kreis befand sich auf demselben Fabriksgrundstück. Davon warteten einige bereits 4–6 Wochen und noch länger.

Die hygienischen Verhältnisse im Lager waren schlecht. Für ungefähr 1700 Personen waren nur 40 Wasserauslasser und 40 Abortstellen vorhanden. Diese Abortstellen waren größtenteils verstopft. Die Aussiedler wurden wie Sträflinge behandelt. Bei der Ankunft fand eine Kontrolle des mit 50 Kilogramm begrenzten Gepäcks statt. Es wurden rücksichtslos sämtliche Dokumente, die sich auf Anstellung, Hausbesitz, Spareinlagen, Vermögenswerte usw. bezogen, außerdem auch Personalausweise, Gebrauchsgegenstände, darunter auch bessere Rasierzeuge, Zigaretten usw. abgenommen. Jeder zaghafte Einspruch wurde mit der Drohung der Einlieferung ins Konzentrationslager beantwortet. Bei der Kontrolle des großen Gepäcks wurden rücksichtslos Nähmaschinen – oft auch gegen ausdrückliche Ausfuhrbewilligung – sämtliche Kunstgegenstände, Teppiche, Matratzen, Schmuckgegenstände, Bettwäsche und kunstgewerbliche Gegenstände abgenommen. Die Beschlagnahme erfolgte willkürlich und stand im Belieben der jeweiligen Kontrollorgane.

Kurz vor der Abfahrt wurden jedem Aussiedler RM 500.– als „Abfindung“ ausgezahlt, obwohl uns RM 1000.– pro Kopf zugestanden hätten. Auf Einspruch wurde erklärt, die restlichen RM 500.– würden in der Grenzstation Wiesau ausgezahlt. Der zum Transport zur Verfügung gestellte Laderaum war völlig unzureichend, so daß der größte Teil der Leute den Transport stehend zurücklegen mußten. Von Tachau bis Eger brauchten wir 20 Stunden. 44 km

„... und Friede den Menschen ...“

Heiliger Abend 1945 im Internierungslager Tachau

„Stávat!“ ... Laut hallt der Befehl in dem in seiner Dürsterheit unendlich groß erscheinenden Raum wider. Grell blitzt das Licht an der Decke auf, wirft seinen Schein den schlaftrunkenen Augen der Inhaftierten entgegen und bringt ihnen unbarmherzig ihre traurige Lage zum Bewußtsein.

Stickig und verbraucht hängt die Luft zwischen den Betonsäulen des weiten Saales. Über 200 Männer sind hier auf schmalen Raum zusammengedrängt. Es ist das, von den Tschechen irreführend für das Ausland benannte „Internační tabore“, auf gut deutsch: Internierungslager. Irreführend deshalb, weil dieses Lager mit allem Drum und Dran eines Konzentrationslagers ausgestattet und geführt wird.

Ein Lagergebäude der ehemaligen Tabakfabrik, drei Stockwerke hoch, birgt an die 600 deutsche Männer und rund 300 Frauen. Der Betonboden ist mit einer dünnen Schicht Stroh bedeckt. Kaum 60 cm breit und etwa mannslang ist der Platz, der den Gefangenen schon seit vier Monaten als Schlafplatz dient. Zwischen den Betonsäulen sind Balken und Bretter befestigt. An Nägeln hängen die Habseligkeiten der Insassen. Ein Rock, vielleicht ein Mantel, ein Hut oder eine Mütze sind die ganze Ausstattung. Daneben hängt da und dort ein verbeultes Wehrmachts-Eßgeschirr. Das Ganze sähe einem riesigen Trödlerladen ähnlich, wären nicht die Menschen da.

Ein geschäftiges Treiben hebt nun zwischen den Kleiderkulissen an. Schnell muß die Schlafdecke gefaltet werden, das dürftige Lager geordnet sein, will man nicht vor die Wahl gestellt sein, entweder auf das schwarze, heiße Wasser, „Kaffee“ genannt, oder auf die primitive Morgenwäsche verzichten zu müssen. Zwischendurch muß noch Zeit gewonnen werden, sich in die lange Schlange vor den Klosetts einzureihen.

Weißer Dampf bilden sich über den großen Kaffeetöpfen, an denen die Menschenschlange mit den verschiedenartigsten Eßbehältern vorbeizieht. Der elektrische Beleuchtungskörper an der Saaldecke ist schon total verrostet und der Deckenputz löst sich im heißen Dampf zu glitzernden Kristallen und plattigen Schiefen. Argwöhnisch überwacht der NB-Mann, an der schweren Eisentür stehend, mit schußbereiter Maschinenpistole die Kaffeeausgabe.

Viel Mühe macht dieses Frühstück nicht. Selten erlebt das Stückchen Brot, die tägliche Ration von 180 Gramm am Vorabend ausgegeben, den nächsten Morgen. Zwei, drei Kartoffel müssen oft anstelle des Brotes treten.

*

Jetzt erst, nachdem das täglich wiederkehrende Wettrennen zwischen Waschraum, Klosett und Kaffeetopf vorüber ist, haben die Gedanken Zeit, sich zu ordnen.

Heute wäre es besser, man könnte diese Gedanken weit, weit weg schicken. Es ist Heiliger Abend. Vor drei Tagen war der einarmige Gebirgsjäger aus Salzburg mit der Sekretärin des Lagerverwalters Černý aus dem Lager entwichen. Der Mann wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber über den Verlust seiner Sekretärin kommt der „Pan Správce“ nicht so schnell hinweg. Dementsprechend hart und peinigend sind auch seine Repressalien an den wehrlosen Lagerinsassen. Die vergangenen zwei Nächte hatten die Posten mit besonderem Eifer, aufgestachelt durch den Schnaps des Lagerverwalters, dafür gesorgt, das ganze Lager nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Stundenlanges Stehen mit hochgereckten Armen, die Drohung,

jeden zehnten Mann zu erschießen, und als besondere „Feinheit“ das Wecken in zehnminütigen Abständen machten diese zwei Nächte zur Hölle.

Besonders schwer wird von den Männern und Frauen die Arbeitskommandosperre empfunden, war dies doch die einzige Möglichkeit, mit etwas Glück und einigem Wohlwollen der Wachmannschaft mit einem seiner Angehörigen für einige Augenblicke zusammenzukommen.

Es ist bereits sieben Uhr. Nichts deutet darauf hin, daß sich der Sinn des Lagerverwalters geändert hätte. Langsam beginnt man sich mit der, wenn auch sehr schmerzlichen Tatsache abzufinden, auch heute im Lager bleiben zu müssen, als um halb acht Uhr überraschend die Arbeitspartien aufgerufen werden.

So eilig hatten sie es noch nie gehabt, die Männer und Frauen, auf ihren Platz in der Einteilung zu kommen. Doch harrt ihrer noch eine böse Überraschung. Männer, deren Frauen bereits in Deutschland sind, Frauen, deren Männer „drüben“ sind, müssen wieder zurück in den Saal. Ebenso die Unverheirateten. Diese Maßnahme wird von der Lagerverwaltung mit „Anlaß zur Flucht vorhanden“ motiviert. Die Partieführer werden besonders scharf verwahrt und mit dem eigenen Kopf für die Vollzähligkeit ihrer Partei haftbar gemacht. Selbstverständlich sortieren die Arbeitskolonnenführer, auf ihren gefährdeten Kopf bedacht, noch manchen unsicheren Kantonisten aus, denen ebenfalls das schwere Los beschieden ist, den Tag im Lager verbringen zu müssen. Nach einer nochmaligen Verwarnung im Lagerhof marschieren die Arbeitspartien durch das große Tor.

*

Pünktlich zwölf Uhr rücken sämtliche Arbeitskommandos vollzählig in das Lager ein. Manch einem der Häftlinge war das Glück beschieden gewesen, seine Frau oder eines seiner Kinder zu sehen. Geschwister hatten sich getroffen und so vom gütigen Geschick das schönste Weihnachtsgeschenk erhalten. Leichter kommen jetzt diese Glücklichen über die harte Tatsache, den Weihnachtsabend fern von ihren Lieben verbringen zu müssen, hinweg. Doch es sind ja so Wenige, denen diese Vergünstigung des Glückes zuteil wurde.

Schnell ist die wässerige Dorschensuppe gegessen, wenn man das noch als Essen bezeichnen kann. Es hat sich herumgesprochen, es käme nachmittag ein Pfarrer, der im großen Saal eine Messe halten werde. Dieses Gerücht bestätigt sich auch. Um halb drei Uhr wird dort, wo sonst die Kaffeetöpfe stehen, ein Tisch hingestellt und weiß gedeckt. Für den angeblichen „Werwolf“ in der „Šatka“, einem ehemaligen Hitlerjugendführer aus Plan, bedeutet das Erscheinen des katholischen Geistlichen eine Stunde Ruhe vor den Schlägen und Quälereien der unmenschlichen Wachmannschaften. Sein Schmerzgebrüll bricht jäh ab, die klatschenden Schläge verstummen, als der Pfarrer das Gebäude betritt. Die NB-Männer wollen es doch nicht darauf ankommen lassen, nach der Ursache der Schmerzensschreie des Gepeinigten gefragt zu werden.

Sämtliche Insassen des Lagers haben sich im großen Saal eingefunden. Männer, Frauen, Mädchen und junge Burschen, beinahe noch Kinder, stehen da und warten mit klopfenden Herzen und tränenvollen Augen auf die Verkündung des Weihnachts-Evangeliums. Nur im Geiste können sie im Kreise ihrer Lieben sein.

Unter den Gefangenen ist auch der Chormeister des Tachauer Gesangvereins sowie neun oder zehn seiner Vereinsangehörigen. Mit der „Deutschen Messe“ von Schubert umrahmen sie die heilige Handlung.

„Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich drücken ...“, singen die Männer und aus den dichtgedrängten Reihen quillt ein Schluchzen auf.

Heiße Tränen nehmen ungehindert ihren Lauf. Kein Tag ihrer unverdienten Haft hat sie so schwer getroffen, so seelisch gemartert, wie der heutige. Von Maschinenpistolen und Eisentüren ist ihnen der Weg zu ihren Lieben versperrt. So können sie nichts anderes tun, als ihren ganzen Kummer, ihr Leid, ihre Sehnsucht in den Tränen ertrinken zu lassen. Mit bebenden Lippen beten sie das „Vater unser“ und noch einmal greift der Schmerz nach ihren zuckenden Herzen, als das alte, doch immer wieder neue Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht ...“ aufklingt. Quälend steigen aus dem Dunkel der Vergangenheit Erinnerung um Erinnerung auf. Die Kinderzeit, die Jugend, der Heilige Abend im Kreise der eigenen Familie . . . , die bange Frage: „Was werden sie wohl jetzt zuhause machen . . . , ob sie überhaupt noch ein Zuhause haben . . .?“ Das sind die Gedanken all der Männer, Frauen, Mädchen und jungen Burschen, die selbst noch halbe Kinder sind.

*

Mit der brennenden Zigarette im Mund, die Mütze schief auf dem Kopf, so stehen die NB-Männer an der Tür, während das Allerheiligste in dem düsteren Saale weilte. Betont unbeteiligt und recht auffällig haben sie die Hände bis zu den Ellbogen in den Hosentaschen versenkt. *

Der hereinbrechende Weihnachtsabend verdunkelt schon die eisblumenverzierten Fenster. Jetzt, nachdem der größte Kummer, das überstarke Leid durch ein Gebet und befreiende Tränen gemildert ist, tritt der Wille, sich auch in dieser Stunde zu behaupten, wieder seine Herrschaft an. Eifrig wird darüber debattiert, was es denn wohl für ein Abendessen geben werde. Wieder nur schwarzen Kaffee und das Stückchen Brot, oder doch zur Feier des Tages eine Verbesserung? Nun, dieses Rätselraten nimmt bald ein Ende, denn soeben werden die üblichen Kaffeetöpfe, nur etwas zeitiger als sonst, in den Saal gebracht. Oh . . . , welch eine „Großmütigkeit!“ Da werden noch ein paar Töpfe mit zerdrückten Kartoffeln gebracht und jeder bekommt als Feiertagszulage eine Handvoll davon . . .

Die Weihnachtsstimmung läßt über diesen Hohn keinen Ärger aufkommen. Mehr hat man ja nicht erwartet. Als schönstes Geschenk wird empfunden, daß die Bewachungsmannschaft heute schon um halb sieben Uhr die Eisentüren schließt. Sie gehen zu ihrer Weihnachtsfeier?! Das Knacken der großen Vorhangschlösser gibt die Gewißheit, daß der Abend durch sie nicht mehr gestört wird. .

So sitzen sie nun im Stroh, kramen in der Vergangenheit und erzählen sich dieses und jenes Weihnachtserlebnis. Weihnachten im Weltkrieg 1914–1918, Weihnachten im Kriege 1939–1945, Weihnachten in fernen Ländern als Kriegsgefangener, das gibt genügend Gesprächsstoff.

Einer der Männer hatte für die Kinder des Lagerkommandanten Spielzeug anfertigen müssen. Dafür wurde er mit einem kleinen Päckchen und einem roten Kerzlein beschenkt. Auf das kleine Paket geklebt, steht das brennende Kerzlein nun im Stroh und ringsum sitzt und liegt eine Gruppe von Freunden und Bekannten. Eine Handvoll Eigenbautabak, grasgrün und unansehnlich, wird brüderlich in der Runde verteilt. Das Zeitungspapier eignet sich ja nicht gerade gut als Zigarettenpapier – und der Geruch, der sich verbreitet, ist nicht sehr angenehm. Aber es raucht – und das ist die Hauptsache. Auf der Ofenplatte bruzzeln unter der Konservendose die Kartoffeln. Zuckend erlischt das Kerzlein. So klein und dürftig das Flämmlein war, so hat es doch mit seinem Zauberschein für eine kurze Spanne Zeit den sehnsuchtsvollen Gedanken den Weg erhellt, den Weg hinweg über trennende Kerkermauern in den Kreis der Lieben.

Otto Sappa 124

Unseren mutigen Frauen und Mädehen zum Gedenken!

Was vom Sommer 1945 bis anfangs August 1946 von den Tschechen im Lagerhaus hinter der Tabakfabrik in Tachau der Weltöffentlichkeit gegenüber als „Internierungslager für Politische“ deklariert wurde, war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Konzentrationslager mit all den dazugehörenden Schikanen, Demütigungen und menschenunwürdigen Behandlungen. Und „politisch gefährlich“ war damals zum Beispiel schon ein altes Ehepaar aus dem kleinen Walddorf Leierwinkel, nur weil es NSV-Mitgliedsmarken ausgetragen hatte...

Natürlich war es der Lagerleitung kein Geheimnis, daß auch ein Inhaftierter nicht von der Luft leben kann. Also versuchte man, ihn mit kümmerlichen Rationen – zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben – körperlich und seelisch zu zermürben. Früh morgens ein dünnes schwarzes Gebräu, „Kaffee“ genannt, zu Mittag eine Wassersuppe mit Dorschenschnitzeln oder eine ungenießbare ungesalzene Mehlpappe, und abends wieder „Kaffee“ mit 180 Gramm Brot als Tagesration. Hatte sich die Lagerleitung anfangs noch dazu aufgeschwungen und pro Inhaftierten zwei oder drei in der Schale gekochte Kartoffeln auszugeben, so unterblieb auch dies nach etlichen Wochen. Kurzum: Es wäre um die Ernährung der Häftlinge schlecht bestellt gewesen, wenn es nicht ihre mutigen und unerschrockenen Frauen, Schwestern und Töchter gegeben hätte!

Viele von ihnen standen, ob es regnete oder schneite, schon früh um sieben Uhr vor dem eisernen Tor der Tabakfabrik, um festzustellen, bei welcher Arbeitskolonne sich Vater, Bruder oder Sohn, Mutter, Schwester oder Tochter befanden und wo sie eingesetzt wurden, um ihnen nach Möglichkeit mittags etwas Essen bringen zu können, was sich heute recht einfach anhört, damals aber oft sehr anstrengend, wenn nicht gar gefährlich, werden konnte.

Anstrengend und zeitraubend war es zum Beispiel, die Tasche oder den Rucksack mit einem Mittagessen der „Geflügelfarmpartie“ in Großgropitzreith oder der Arbeitspartie am Meierhof Dreihöfen nachzutragen; immerhin schwache drei Stunden Hin- und Rückweg.

Aber, damit war es noch lange nicht getan, denn letzten Endes kam es darauf an, ob der anwesende Wachposten des Lagers den Frauen überhaupt gestattete, das Essen ihren Angehörigen zu übergeben. Oft genug kam es vor, daß sie von besonders böartigen Exemplaren dieser Posten mit Schimpf und Schande abgewiesen, davongejagt oder sogar stundenlang mit der Drohung festgehalten, sie ins Lager mitzunehmen und zu inhaftieren, in Angst und Schrecken gehalten wurden. So stellte sich jeden Tag aufs neue die bange Frage bei Häftling und Essenbringerin: „Was wird der Posten tun?“, denn ihre Entscheidungen waren beim besten Willen nicht vorauszuberechnen: Sonderbefehle der Lagerleitung, Fluchtverdacht oder auch nur bloße Schikarie aus einer momentanen schlechten Laune heraus, vereitelten nur allzu häufig die Übergabe des Essens – und die Überbringerinnen waren dann noch froh, ungeschoren davongekommen zu sein.

116

Zin

Leider gab es mitunter auch deutsche Partieführer – „Kapos“ hieß man sie –, die päpstlicher als der Papst sein wollten und die Frauen unverrichteter Dinge wieder heimschickten, obwohl der Posten keinen Einwand erhoben hatte. Solche Vorfälle zerrten natürlich an den Nerven des Betroffenen, wenn das so sehnlichst erwartete Essen bereits in erreichbarer Nähe war, und dann die Frau, Schwester oder Tochter, bitterlich weinend, damit wieder nach Hause gehen mußte.

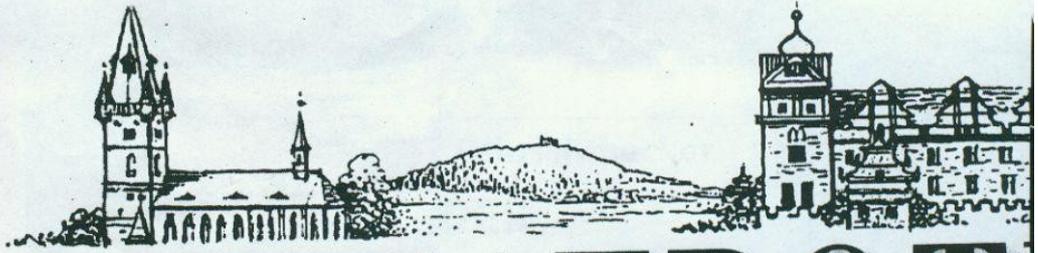
Nun, in einem dieser Fälle ließ die Strafe für diese Unmenschlichkeit den eigenen Kameraden gegenüber nicht lange auf sich warten. Dieser Partieführer, ein Tachauer, fiel bald darauf bei der Lagerleitung selbst in Ungnade und fristete dann sein Dasein, verachtet und gemieden von seinen Landsleuten, kümmerlich und einsam im Krankenrevier des Lagers, bis er ausgesiedelt wurde.

Leichter, aber keineswegs gefahrloser, war das „Essentragen“ für die Frauen aus Tachau und der näheren Umgebung zu den Arbeitskommandos in der Stadt selbst. Im Laufe der Zeit hatte sich unter diesen Frauen so etwas wie ein „Nachrichtendienst“ über die jeweiligen Kommandoeinsätze gebildet, der manches unnötige Warten vor dem Lagertor oder einen Irrgang mit dem Essen in Wegfall brachte.

Im übrigen war, wie gesagt, neben den Erschwernissen der oft sehr beträchtlichen Entfernungen (manche Frauen kamen bis aus dem Bischofteinitzer Bezirk zu Fuß nach Tachau) immer wieder das Verhalten des jeweiligen, schwerbewaffneten Begleitpostens für ein Gelingen ausschlaggebend. Ihre Mentalität zu diesen Dingen bewegte sich zwischen Verachtung, stillschweigender Duldung, Wohlwollen, oder aber auch in Einzelfällen bösartigster Rachsucht. Es war und blieb immer eine Glückssache, welche Bewachung gerade anwesend war. Das „Ideal“ war der „Franto“, der den Frauen jederzeit sehr entgegenkam und ihnen die Essenabgabe, selbst anderslautenden Lagerbefehlen zum Trotz, immer gestattete. Er war, wie er erzählte, während des Zweiten Weltkriegs bei der Firma Zeiß in Jena dienstverpflichtet und es hat ihm dort so gut gefallen, daß es sein sehnlichster Wunsch war, wieder nach Deutschland zu gehen und bei Zeiß zu arbeiten. Franto sprach gut deutsch und war bei allen Lagerinsassen sehr beliebt. Am Arbeitsplatz angekommen, lehnte er seine russische Maschinenpistole in irgend eine Ecke, hing seine Uniformjacke darüber und ging dann den ganzen Tag in seinem blauen ärmellosen Pullover herum. Er war ein Lichtblick in der Dunkelheit dieser verrohten, verworrenen Zeit! Aber, solche Posten waren spärlich gesät und die Bösartigen in der Mehrzahl; sie machten den Frauen das Leben nach besten Kräften schwer.

Mannesmut und Furchtlosigkeit wurden im Krieg mit Orden und Ehrenzeichen belohnt: Diese, unsere Frauen, die „Essenträgerinnen“, bewiesen in diesen kritischen Monaten oft nicht weniger Mut und Einsatzbereitschaft für ihre Lieben. Ihnen gebührt unser heißester Dank – und ein Ehrenplatz im Buch der Geschichte unserer Heimatstadt Tachau!

Otto Sappa, Lager-Nr. 313, im Namen aller ehemals Internierten.



HEIMATBOT

Jahrgang

Folge 6 (562)

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

München, 09.02.07

Sudetendeutsche Verlagsgesellschaft mbH · Hochstraße 8 · D-81669 München · zeitung@sudeten.de

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt

B 3631

über den Massenmord in Taus verlaufen im Sand

Das Massaker bleibt ungesühnt

Die Deutsche Kriegsgräberfürsorge hatte in der Nähe von Drasenau ein Massengrab freigelegt. Das brachte ein Massaker unter der deutschen Zivilbevölkerung in der Umgebung von Taus wieder ans Tageslicht. Landsmann Adolf Wolf erstattete deshalb Strafanzeige, und die Staatsanwaltschaft Hof leitete ein Ermittlungsverfahren ein. Doch die Massenmörder von Taus können nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden, die Ermittlungsverfahren wurden eingestellt. Wolf berichtet, wie es dazu kam.

Das Massengrab bei Drasenau beschäftigte damals die Printmedien auf beiden Seiten der Grenze. Nach einem Aufruf in der Vertriebenenpresse meldeten sich zahlreiche Zeugen an.

Auch der tschechische Historiker Tomáš Staněk hatte sich in seinem Buch „Verfolgungen 1945“ mit den Massenmorden in der Nähe von Taus befaßt. Darin heißt es:

„Im Jahre 1940 wurden durch Organe der Staatssicherheit (StB) Hinrichtungen von in Taus verhafteten Personen untersucht. Die diesbezüglichen Befehle hatte in der nachrevolutionären Zeit der Stabshauptmann der Infanterie, Josef Fahrner, erteilt. Es handelte sich vor allem um Angehörige der SS, der SA und von Nazigliederungen. Doch konnte es sich bei der bedeutsamen Anzahl von Opfern unter diesen auch um Leute gehandelt haben,

welche sich während der Besatzungszeit nichts hatten zuschulden kommen lassen. Doch keinerlei Justizorgan hat jemals darüber befunden, ob es sich bei den Ergebnissen der vorausgegangenen Untersuchungen um einen Nachweis einer Anklage und Strafe gehandelt habe. Fahrner und Genossen holten die Deutschen aus der Haft im Gefängnis des Kreisgerichts und aus dem Lager Chrastawitz bei Taus. Etliche Personen wurden im Polizeigefängnis erschlagen, andere außerhalb der Stadt. Das war unter anderem auch das Schicksal von 35 Männern aus Bischofteinitz. Nach einem Bericht des Ministeriums für nationale Verteidigung aus dem Jahre 1947 wurden die Toten in Massengräbern

unweit der Ortschaft Drasenau begraben; es waren insgesamt an die hundert Menschen. Mit Wissen von Fahrner wurden weitere, annähernd 120 Menschen direkt auf dem Tausener Bahnhof erschossen, in dessen unmittelbarer Nähe sie auch dann beerdigt wurden. Der diesbezügliche Bericht präziserte dahingehend, daß es ein offenkundiges Bestreben war, dieses Wissen die allerlängste Zeit geheimzuhalten.“

Fahrner stammt aus einer deutsch-tschechischen Familie. Staněk berichtet weiter, daß nach einem Bericht des Ministeriums der nationa-

len Verteidigung an Minister Václav Nosek aus dem Jahre 1947, damals Oberleutnant Josef Fahrner (geboren am 9. November 1910) und

Hauptmann Jan Havel für ihre Widerstandstätigkeit für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Taus und Umgebung für die rasche Aussiedlung der Deutschen im November 1945 auf Vorschlag von

Oberst Karel Vesely-Stainer eine „Belobigungsanerkennung“ vom tschechoslowakischen Innenminister erhielten.

Ilse Orendt hat in einer umfangreichen Dokumentation aus dem Jahre 2002 diese grausamen Ereignisse festgehalten. Ihre Recherchen decken sich mit den Schilderungen von Staněk. Nach den von ihr recherchierten Erlebnisberichten wurden viele Deutsche von Tschechen grausam mißhandelt und bestialisch gefoltert. Viele überlebten nicht. Sie wurden irgendwo verscharrt. Orendt nennt in ihrer Dokumentation folgende Tatverdächtige:

- Bischofteinitz: Krcma (Krt-schma), Kommandant des Gendarmeriepostens, Offiziere Karasek und Schlais;
- Chrastawitz: Lagerkommissar Pekl (Peklo), Verwalter Metz-uk, Kommandant Rejt und Mitglieder des KVNb, Fleischer am Roten Turm in Taus, Fleischer Psutka aus Alt-Pös-

sigkau, Oberleutnant Cernunovsky;

● Taus: Partisan „Leutnant“ Kitzberger, Kuselka, Gendarmeriebeamte, Offiziere, NSB, Soldaten.

Aufgrund einer Strafanzeige des Autors dieses Beitrages leitete die Staatsanwaltschaft Hoi ein Ermittlungsverfahren gegen Josef Fahrner, Jan Havel und K. Vesely-Steiner wegen Mordes ein (SdZ 30/2006 und 5/2006). Die weiteren Ermittlungen übernahm schließlich

die Staatsanwaltschaft Regensburg. Das Verfahren wurde an die tschechischen Justizbehörden abgegeben. Nach dem Ermittlungsergebnis

der Bezirksstaatsanwaltschaft Pilsen stellte die Staatsanwaltschaft Regensburg das Verfahren jedoch ein, „da die greifbaren Erkenntnismöglichkeiten konkrete Vorwürfe gegen bekannte, noch lebende Personen nicht erlauben“.

Der Kriminal- und Ermittlungsdienst der Polizei in Pilsen stellte Ermittlungen im Archiv der Kreisstaatsanwaltschaft Taus, im Staatlichen Gebietsar-

chiv Pilsen, im Archiv des Staatlichen Kreisgerichts in Taus, im Archiv des Innenministeriums der Tschechischen Republik, im Zentralen Militärarchiv und im Staatlichen Zentralarchiv in Prag an. Die „Polizei der Tschechischen Republik/Verwaltung für Westböhmen“ stellte die Ermittlungen ein. In dem diesbezüglichen Beschluß wird dazu ausgeführt: „Aus den gesichteten Un-

terlagen geht hervor, daß Ende 1945 deutsche Bürger im Bereich ‚Rekovsky lesik‘ in der Gemeinde Drasenau hingerichtet worden seien und als einziger Josef Fahrner beteiligt gewesen sein soll. Die Archivquellen bestätigen nicht, daß an den Hinrichtungen J. Havel oder K. Steiner Vesely beteiligt gewesen wären oder sogar den Befehl dazu gegeben hätten“.

Weiter heißt es: „Zur Person des Josef Fahrner wurde aus den Archivunterlagen festgestellt, daß es sich um den am 9. November 1910 geborenen Josef Fahrner handelt. In den Unterlagen des Einwohnermeldeamtes gibt es zu dieser Person keine Daten. Josef Fahrner diente 1945 als Stabs-

hauptmann als Rottenführer der

II. Rotte des 35. Infanteriebataillons. In den Tagen nach der Revolution übernahm er dann als Mitarbeiter

des Kreisna-

schusses die gesamte Verwaltung in Taus. Sein Vater war Mitglied der NSDAP und sein Bruder Mitglied der Hitlerjugend. Da im Zentralen Einwohnermeldeamt überhaupt keine Daten zu dieser Person enthalten sind, ist es möglich, daß er nach dem kommunistischen Putsch im Jahre 1948 seiner Familie nach Deutschland gefolgt war, die bereits schon früher nach Deutschland abgeschoben worden war... Bei der Person des Havel handelt es sich um Jan Havel, geboren am 1. Oktober 1910. Aus den Archiv- und Registerunterlagen konnte das Datum seines Ablebens nicht ermittelt werden. Familienangehörige gaben jedoch an, daß er am 22. Mai 1986 gestorben sei. Zur Per-

son des K. Vesely-Steiner konnte festgestellt werden, daß es sich um Karel Vesely-Steiner, geboren 2. Dezember 1906, handelt, der am 27. November 1993 in Prag gestorben ist“.

Weiter wird bemerkt, daß keine direkten Beteiligten aus dieser Zeit ermittelt werden konnten. Entweder würden diese nicht mehr leben, oder es handle sich um Personen, die lediglich allgemeine Kenntnis-

se hätten. Die Ermittlungen der tschechischen Kriminalpolizei lösten in Taus Unruhe aus. Wie eigene Recherchen ergaben, herrschte über diese Morde eisiges Schweigen. Spekulationen schossen wie Pilze aus dem Boden. Jedoch war niemand bereit, konkrete Angaben zu den Massenmorden zu machen.

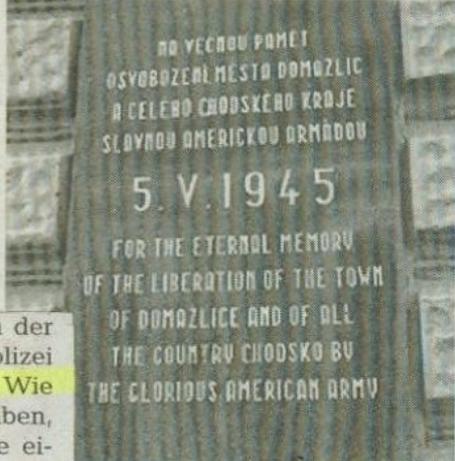
Der tschechische Journalist der Tauser Tageszeitung „Domažlický deník“, Václav Tauer, stellte eigene Recherchen an. Er rief dazu auf, daß sich Zeitzeugen melden sollten. Er wurde massiv bedroht und als Nazi beschimpft. Der Redaktion ging ein anonymes Brief zu. Der berichtete von einem Bewohner von Taus mit dem Spitznamen „Pferdehändler“, der mehrmals am Tage

zum Tauser Bahnhof gegangen sei. Dort habe er bei Deutschen nach Tätowierungen mit SS-Zeichen gesucht. Die Ausgewählten habe er

Bahnhofsgebäude gebracht, erschossen und begraben. Václav Tauer schrieb: „Es ist bedauernd, daß wir von diesen Ereignissen der Jahre 1945 und 1946 erst heute im Jahr 2005 berichten. Sollte dieser unangenehme Teil der Geschichte nicht längst geklärt sein?“



Der tschechische Journalist der Tauser Tageszeitung „Domažlický deník“, Václav Tauer, stellte eigene Recherchen an. Dafür wurde er massiv bedroht und als „Nazi“ beschimpft.



Gedenkstein in Taus: „5. Mai 1945. Zum ewigen Andenken an die Befreiung der Stadt Taus und des ganzen Chodenlandes durch die glorreiche amerikanische Armee.“ Zwei Monate später, im Juli 1945, massakrierten „alkoholisierte tschechische Roffmetzer“ 35 deutsche Männer unweit von Drasenau.

Jeder konnte es wissen, wer wollte!

1

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Herausgegeben vom ehemaligen
Bundesministerium für Vertriebene,
Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte.



EINE DOKUMENTATION



Am Morgen des 9. 6. 1945 – es war ein Samstag – waren in der 35 000 Einwohner zählenden Stadt Komotau rot gedruckte Plakate ausgehängt, in denen die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt vom 13. bis 65. Lebensjahr aufgefordert wurde, um 10 Uhr vormittags am Jahnturnplatze sich zu ver-



sammeln. Mitzubringen sei: eine Decke und Mundvorrat für 3 Tage, jedoch kein Fett und keine Butter. Nichtbefolgen dieser Anordnung würde mit dem Tode bestraft. !



ISBN 3-89350-560-1



9 783893 505609

Jeder konnte es wissen, wer wollte!

2

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Herausgegeben vom ehemaligen
Bundesministerium für Vertriebene,
Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte.



EINE DOKUMENTATION



Es wird Ihnen aufgetragen, sich mit der ganzen Familie bis zum 18. 6. 1945 10 Uhr vorm. zwecks Abreise aus dem Gebiete der ČSR vorzubereiten. Jede Person kann höchstens 30 kg Gepäck mitnehmen. Die Aufforderung zum Abgang wird noch am morgigen Tage erfolgen, vor der Aufforderung dürfen Sie die Wohnung nicht verlassen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß jedwede Beschädigung, Vernichtung und ä. des Eigentums und der Einrichtung des



Haushalts sogar mit dem Tode bestraft würde. Diese Auswanderung erfolgt in voller Übereinstimmung mit dem Kommando der Russischen Armee.



ISBN 3-89350-560-1



9 783893 505609

VORBEMERKUNG

zu Band II/1

Der hier vorliegende zweiteilige Band gehört zu dem über die Vertreibung deutscher Bevölkerungsgruppen im Krieg. Diese Dokumentation wurde im Auftrag des Instituts für Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgefangene eine unabhängige Historikerkommission erstellt, die gleiche Arbeitskriterien vorgab.

Der erste, seinerseits aus den drei Einzelbänden I Band über die Vertreibung der deutschen Bevölkerung der Oder-Neiße ist in gleicher Form wie der vorliegende kurzem bereits in einer Neuauflage dieses Verlags erschienen und II/2 beschäftigen sich ebenfalls nur mit einem Bereich, nämlich mit der Vertreibung der deutschen Staatsgebiet der unmittelbar nach Kriegsende neu gegründet (in dieser Form ja nicht mehr bestehenden) Tschechoslowakei (erscheint die bereits damals vorgenommene klare, Abgrenzung zwischen den Vorgängen im tschechischen Teil Slowakei, wovon weiter unten noch die Rede ist.)

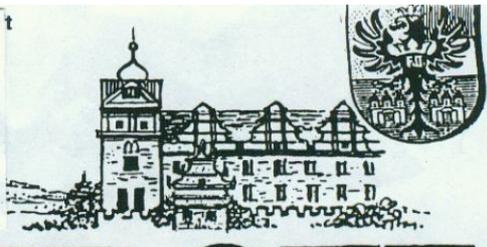
Die gewaltsame Vertreibung von insgesamt über 10 Millionen Ostpreußen, Schlesien und Pommern, aus teilweise auch aus dem Baltikum, in Polen, Rußland, Ungarn, Rumänien, Böhmen, Mähren und der Slowakei in den Jahren 1944/45 eine kollektive Vergeltungsmaßnahme. Außer den direkt betroffenen waren aber viele Menschen in diesen Gebieten von der Roten Armee geflohen oder evakuiert worden, und viele sowjetische Arbeitslager deportiert, so daß der deutsche Verlust insgesamt höher ist als durch die eigentliche Vertreibung.

In der Praxis überstieg die vorgesehene "Umsiedlung" der Mächte auf den Konferenzen von Jalta 1943 und Potsdam festgelegt hatten, die erklärten Absichten bei weitem. Vor allem in der Form. Speziell auf dem Staatsgebiet wurden zumindest anfangs die Beschlüsse von Potsdam und humanitäre Aspekte betrafen, praktisch ignoriert. Bestreben, so rasch wie möglich vollendete und die Tatsachen zu schaffen, teils als mehr oder minder autorisierte Kontrolle geratener Rachegefühle und Exzesse. Wo seine Ursachen angeht, durchaus, auch heute noch zu behalten muß, was der damalige Bundespräsident Theodor



Flucht der Tschechen:

Es kommen immer wieder Tschechen über die Grenze nach Bayern. Meist sind es solche, die an den Deutschen-austreibungen führend beteiligt waren. Der Tauscher Metzger Peklo, der die Ermordung der 35 Bischofteinitzer Männer in Czaschlowitz auf dem Gewissen hat, soll auch über die Grenze geflüchtet sein und sich im Lager Murnau aufhalten.



HEIMATBOTE

1 Jg. / Folge 44

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ v. 05.11.99

Heimatkreisbetreuer Tachau: Dr. med. Wolf-Dieter Hamperl, Sellenstr. 3, 83352 Altenmarkt/Alz, Tel. tagsüber 0 86 21/87-530.
Spendeneinzahlungen erbeten an: Heimatkreis Tachau e.V., Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto-Nr. 2 082 454 - BLZ 760 200 70.
Heimatkreisbetreuer Bischofteinitz: Dipl.-Ing. (FH) Josef Maurer, Banaterstraße 57, 93073 Neutraubling, Tel. 0 94 01/29 22
Spendeneinzahlungen erbeten an: Heimatkreis Bischofteinitz e.V., Sparkasse Furth im Wald, BLZ 742 510 20, Konto-Nr. 810 510 313.

Das Massaker in unseren Gemeinden Alt- und Neuparisau mit Wottawa

Ein Erlebnisbericht von Frau A. Hadel geb. Käs

Die amerikanischen Alliierten besetzten gerade unsere Heimat, in den Tagen des Grauens waren sie jedoch nicht präsent. Obwohl der Krieg zu Ende war, gab es keinen Frieden in unserer Gemeinde. Schutzlos waren wir der blinden Wut von Tschechen ausgeliefert, immer häufiger wurden wir von tschechischen Partisanen überfallen und ausgeraubt.

Am 10. Mai 1945 kam eine haßerfüllte Gruppe von Tschechen in unsere Dörfer gestürmt. Sie trieben alle Männer im Alter von 14 Jahren aufwärts bis ins Greisenalter auf dem Dorfplatz in Wottawa zusammen und mißhandelten sie fürchterlich; Gnade kannten sie nicht. Wahllos schossen und schlugen sie mit Gewehren auf die wehrlosen Männer ein. Einige Verwundete wurden solange mit Gewehrkolben traktiert, bis sie qualvoll starben. Viele Männer verloren an diesem Tag ihr Leben. In diesem Moment mußten jedes menschliche Gefühl, jegliche Moral und sämtlicher Glaube in den tschechischen Köpfen ausgeschaltet gewesen sein, anders kann ich mir das Geschehen nicht erklären. Die Schreie der Männer waren sogar in meinem Dorf Parisau zu hören, das zirka ein bis zwei Kilometer von Wottawa entfernt liegt. Wir Parisauer konnten jedoch nicht ahnen, wie brutal Haß und Gewalt in Wottawa tobte.

Doch mit dem Ereignis in Wottawa sollten die Tage des Schreckens noch nicht vorüber sein. Fortan lebten wir in permanenter, zermürbender Furcht, nicht wissend, was noch alles passieren würde. Wieder und wieder wurden Häuser geplündert, Wertgegenstände, Schmuck, Radios, Motorräder, Fahrräder usw. gestohlen. Wir waren zum Freiwill des tschechischen Vandalismus geworden.

Einen Monat später, am 10. Juni 1945, fand der zweite große Überfall statt, bei dem sich noch größere Grausamkeiten zutragen. Der 10. Juni war ein Sonntag und der entsetzlichste Tag in meinem Leben. Noch heute meine ich manchmal, das unheimliche, beklemmende Gejohle aus der tschechischen Mühle zu hören, die vielleicht einen halben Kilometer von unserem Haus entfernt war, wo getrunken und gefeiert wurde.

Kurze Zeit später erschienen Tschechen vor unserer Haustüre. Vollkommen verängstigt öffnete ihnen meine Mutter die Türe. Ich selbst wollte gerade zu Bett gehen, als ohrenbetäubendes Gebrüll und Getöse losbrach. In nächsten Augenblick wurde meine Schlafzimmertüre eingetreten und vor mir standen tschechische Partisanen. Ein Zivilist bedrohte mich mit einem Gewehr. Wäh-

rend ich mit erhobenen Händen dastand, durchwühlten sie alle Schubläden und Schränke, nahmen alles Wertvolle, u. a. den Schmuck, an sich und zerrissen voller Zorn Bilder unserer Angehörigen, die während des Krieges für die Wehrmacht eingezogen und in Uniform fotografiert waren. Auf meine Frage, was eigentlich los war, bekam ich keine Antwort. Man brüllte mich nur barsch an, daß ich endlich still sein sollte.

Auch das Schlafzimmer meiner Eltern wurde verwüstet. Meinem dreijährigen Bruder, der dort schlief, schleuderte einer der Tschechen unsere aufgeschreckte Katze ins Gesicht. Mein Vater lehnte an der Wand und sah erschreckend blaß aus. Ich wußte, daß er regelmäßig Medikamente einnehmen mußte und rannte, ohne auf die warnenden Rufe zu achten, ins Erdgeschoß, um ihm die Medikamente zu bringen. Ein Tscheche verfolgte mich mit einem Gewehr, das er auf mich richtete. Ich versuchte zu erklären, daß mein Vater dringend seine Arznei benötigte, worauf einer der Tschechen entgegnete: „Der bekommt heute noch seine Medizin.“ Trotz vehementer Proteste lief ich in den Keller, um Weihwasser aus dem Wallfahrtsort Haid zu holen. Selbst heute, 50 Jahre später, spüre ich immer noch das kalte Gewehr im Nacken.

Ohne uns Gelegenheit zum Abschied zu geben, wurde mein Vater abgeführt. Wir sollten ihn nie mehr wiedersehen. Von außen wurde die Türe abgesperrt, so daß ich mit meiner Mutter und meinen jüngeren Geschwistern im eigenen Haus eingesperrt war. Voller Panik stürzte ich durch unser Gastzimmer in den Tanzsaal, von wo aus eine Türe ins Freie führte. Ich verständigte unsere Verwandten, die gegenüber von uns wohnten, von dem grauenhaften Geschehen. Ich rannte gleich weiter nach Neuparisau, denn auch dort hatten wir Verwandte. Der Lastwagen mit den festgenommenen Männern fuhr nämlich auch in Richtung Neuparisau. Als ich losrannte, schossen Partisanen hinter mir her, die Schüsse peitschten an mir vorbei, doch die Angst um meinen Vater überwog alles. Meine einzige Hoffnung war es, bis nach Bründl zu gelangen, wo angeblich noch amerikanische alliierte Truppen stationiert waren. Verwandte aus Neuparisau wollten mich dahin begleiten. Doch wir kamen nicht weit, denn wiederum hallten Schüsse. Während ich in Panik lief, piff ein Schuß zwischen meinen Beinen hindurch und schlug vor mir in die Erde ein. Meine Begleiter kehrten daraufhin aus Angst, verletzt oder getötet zu werden, wieder nach Hause zurück. Um nicht getroffen zu werden, versteckte ich mich in einem Kornfeld, denn die Tschechen

Heimatkreis Bischofteinitz feuerten Maschinengewehrsalven in das Kornfeld ab. Noch heute halte ich es für ein Wunder, daß ich nicht getroffen wurde.

Von meinem Versteck aus konnte ich beobachten, daß noch andere Männer aus unserem Dorf verhaftet wurden. Von furchtbaren Schlägen ge-

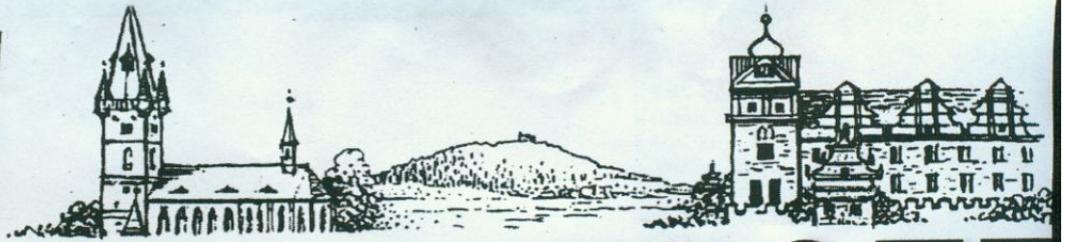
peinigt, pferchte man sie zusammengekettet auf den Lastwagen. Ich mußte machtlos und mit gebrochenem Herzen zusehen, wie der Lkw mit unseren Vätern und Verwandten Richtung Taus davonfuhr. Es folgten Tage qualvoller Ungewißheit. Auf unsere ständigen Nachfragen im Tauser Gefängnis wurde den hinterbliebenen Frauen jegliche Auskunft über das Schicksal der abtransportierten Männer verweigert.

In der Nacht vom 12. zum 13. Juni 1945, ich hatte bereits geschlafen, wurde ich von unheimlichen Geräuschen geweckt. Die Hunde bellten wie wild, die Hühner liefen aufgeregt im Stall umher und gackerten fürchterlich. Mit meiner Mutter stand ich am offenen Fenster und wir hörten grauenvolle Laufketzen, die aus größerer Entfernung zu uns herkamen.

Später erfuhren wir, daß dies die Nacht war, in der die Männer aus unserem Dorf bestialisch getötet wurden. Sie mußten sich, angeblich an einem Waldrand bei Trasenau, ihr eigenes Grab schaufeln, ihre von den Wunden der Mißhandlung durchblutete Kleidung ausziehen und wurden in ihrer Nacktheit von einem Tschechen, der von Beruf Metzger war, abgestochen. Daraufhin wurden sie alle miteinander in einem Massengrab verscharrt. Dieses unbeschreibliche, grausame Blutbad berichteten uns Zeitzeugen. Mit dem Massaker hatten wir die traurige Gewißheit, daß wir meinen Vater und die übrigen Männer des Dorfes auf brutalste Weise verloren hatten.

Die Ermordeten sind aber nicht wirklich begraben. In ungeweihter Erde liegen sie, kein Grabstein erinnert an ihre Angst, ihre Schmerzen, ihr Leid, ihren Tod. Ich möchte an dieser Stelle an den tschechischen Präsidenten, Herrn Vaclav Havel, und an das tschechische Parlament die eindringliche Bitte richten, endlich die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß wir in unserer alten Heimat unseren im Massengrab liegenden Toten die letzte Ehre erweisen können, indem wir an dieser Stelle einen Gedenkstein errichten dürfen.

Es liegt mir nichts daran, nun Haß gegen die Tschechen zu schüren. Haß zieht immer nur wieder neuen Haß nach sich. Ziel der Politik muß es sein, Versöhnung zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volk herzustellen, damit unsere Kinder und Kindeskinde die Annäherung zwischen beiden Staaten vollenden können. Unabdingbare Voraussetzung für die Versöhnung ist jedoch, daß Gerechtigkeit allen widerfährt.



HEIMATBOTE

Jahrgang

Folge 42 ff

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

München, 10. November 1942

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt
Sudetendeutsche Verlagsgesellschaft mbH · Hochstraße 8 · D-81669 München · zeitung@sudeten.de

B 3631

in Chrastavice

Okres Domažlice
Kreis Tausy

In diesem Teil zitiert Franz Buchauer die Schilderung von Fritz Winkelmann über das Lager Chrastavice.

Am Heiligen Abend hat man uns im Lager Chrastavice noch am ärgsten zugesetzt. Alle wurden verprügelt und verspottet. Und da füge ich eine Aufzeichnung von meinem Leidensgenossen Fritz Winkelmann ein: „Weihnachtszeit, die früh hereinbrechende Dunkelheit steigerte die Angst, die in schlaflose Nächte mündete, schier ins grenzenlose. Denn noch war den Lagerinsassen das Bild allgegenwärtig, als man Kinder und Kriegsinvaliden zusammentrommelte und auf einen alten Lastwagen verlud. Unter Gewaltandrohung wurden sie von der tschechischen Wachmannschaft aufgefordert, das Lied ‚Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei‘ zu singen. Dieser Liedertext ließ die Zurückgebliebenen nichts Gutes ahnen, klangen doch die verzweifelten Stimmen in ihren Ohren wie ein Totenchor. Man erlebte es doch täglich, wie man die Eingesperrten bis zur Bewußtlosigkeit schlug und sie sich in ihrem eigenen Blut wälzten. Erst vor zwei Tagen hatte ein Wachmann aus reiner Tötungslust einen Weißensulzer Knaben von hinten angeschossen, und die Mordgesellen hatten sich an den wimmernenden Hilferufen so lange ergötzt, bis er ohne jede Hilfe starb. Als der blutverschmierte Lastwagen zurückkam, wußten alle, daß es von den Abtransportierten keine Überlebenden gab.

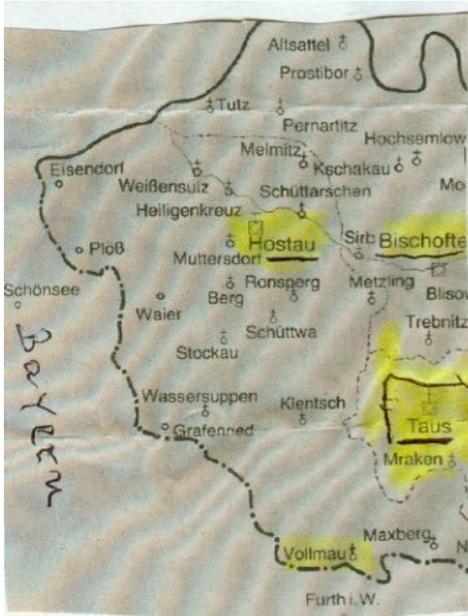
Mit bangen Herzen wartete jeder, ob vielleicht er für die nächste Lkw-Ladung bestimmt sein würde. Doch anscheinend war der Bluttausch der tschechischen Wachmannschaften fürs erste gestillt. Ein alkoholisierter Wachmann erzählte dann einigen Inhaftierten, daß ein Tauscher Fleischer, der sein Geschäft in der Nähe des Turmes betrieb, im Kientscher Steinbruch einem nach dem anderen die Kehle durchgeschnitten habe.

Selbst die Schneeflocken schienen im Lager einen Todesreigen zu tanzen, den ab und zu ein vom Wahnsinn gezeichnetes -schrilles Auflachen unterbrach. Daran schloß sich dann ein jedes Mal der kindliche Ausruf an: ‚Das Christkind kommt, das Christkind kommt.‘ Darüber konnte sich die Wachmannschaft königlich amüsieren. Hatte sie doch den Jungen mit Holzknüppeln und Eisenstangen so lange auf den Kopf geschlagen, bis er den Verstand verlor. Man machte mit den furchtbaren Quälereien keinerlei Unterschied, weder beim Alter noch beim Stand oder bei einer ehemaligen Parteizugehörigkeit. Es reichte, wenn die Muttersprache Deutsch war. Wie Schwerverbrecher behandelte man uns schon monatelang, ohne die geringste Hoffnung, daß dieser Leidensweg ein Ende finden würde. Für manche wurden aus Monaten Jahre. So mußte der Hostauer Bürgermeister Urban zwei Jahre in der Hölle von Chrastavice verbringen.

Und dennoch sollte der erste Weihnachtsfeiertag für manche Lagerinsassen einen Lichtblick bringen, so daß man beinahe an ein Wunder glaubte. So führte man einige von uns zum Lageringangstor, wo Besucher kleine Geschenke überreichen durften. In Tränen aufgelöst, übermannte alle die Wiedersehensfreude, hatten doch die von fern und nah Gekommenen viele Kilometer zu Fuß zurücklegen müssen.



Friederike Eltern: Mitsuho A



Manche Lagerinsassen standen mit am Tor, wissend, daß sie allein bleiben würden. Und es war für sie allein die Erinnerung, die ihnen zur Seite stand, die Erinnerung an eine Zeit, wo Menschen noch Menschen waren und keine Bestien.

Auch der Hostauer Apotheker Just blieb allein. Verzweifelt schlich er in die Trostlosigkeit der Baracke zurück, in Gedanken bei seiner Familie weilend, die die Tschechen in den Tod getrieben hatten. Seine Frau, seine beiden Kinder und die Schwiegermutter hatten kein Weihnachtsfest mehr erleben dürfen. So lag er allein mit seinen Gedanken auf der Pritsche, bis er merkte, daß sich ihm jemand ganz leise näherte. Als er die Augen aufschlug, standen seine alten Kameraden an seiner Liegestatt: der Flor aus Plöß, der Winkelmann Sepperl und der Kreuzer Ferdl aus Hostau. Von dem Wenigen, das sie von ihren Frauen bekommen hatten, hatte ihm jeder der drei einen kleinen Teil auf seine Decke gelegt. Ein unvergeßliches Weihnachtsgeschenk wurde ihm hier zuteil, das weit über allem Materiellen stand. Es war treue Kameradschaft in einer Zeit der tiefsten Verzweiflung und Not." Soweit die Erinnerungen meines Lagergenossen Fritz Winkelmann.

Da ich einer der Jüngsten war, so war es für mich besonders hart, und noch heute, nach beinahe fünf Jahrzehnten, leide ich darunter: Nachts wache ich oft schweißgebadet auf und meine voll Entsetzen, ich sei noch in dieser Hölle.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurden wir in die Kirche getrieben, und auch da blieben wir von Mißhandlungen nicht verschont. Am schlimmsten war die Demütigung durch die Predigt des Pfarrers, der uns Deutsche alle als Verbrecher und Schweine hinstellte. Wieder einmal war die Enttäuschung über die katholische Kirche groß.

In der Silvesternacht mußten wir in Schlafanzügen bei Schnee und klirrender Kälte im Lagerhof antreten, und der mit uns inhaftierte Graf Coudenhove-Kalergi mußte sich nackt ausziehen und seine Schlafbekleidung in den Schnee eingraben. Als dann Wanzen und Flöhe aus dem Schnee herauskrabbelten, jubelten die Wärter mit der Bemer-

kung: „Seht her, sogar ein deutscher Graf ist eine Drecksau.“ Als die Mißhandlungen und Folterungen immer ärger wurden, tauchte auf einmal das Gerücht auf, wir sollten in ein anderes Lager kommen.

So wurde auch ich am 4. Februar in Taus auf das Polizeikommando gebracht und verhört. Dieser Tag war der schlimmste in meinem Leben. Wurde ich doch bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, mit kaltem Wasser übergossen, und dann ging das Martyrium weiter. Wie ich wieder ins La-

in meinem erbärmlichen Zustand gesehen hatte, sagte sie „Auf die Seite, du Junger“. Ich hegte schon die Hoffnung, daß ich vielleicht entlassen würde. Ich wurde aber einem deutschen Architekten, der die Bauleitung unter sich hatte, zugeteilt. So ging es mir wesentlich besser als denen, die im Bergwerk unter Tage schufteten mußten. Die Verpflegung im Lager war sehr schlecht, und ich war froh, daß mir mein Onkel Andres, der außerhalb arbeitete, ab und zu ein Stück Brot mitbrachte.

Untergebracht war ich in einer Baracke mit einem Rechtsanwalt, einem Oberlehrer und einem österreichischen Marineoffizier. Diese drei reifen Männer haben sich sehr um mich bemüht. Mir gingen sehr viele Gedanken im Kopf herum, nachdem die ganze, bis jetzt von mir anerkannte nationalsozialistische Weltanschauung zusammengebrochen war.

So verging eine Woche nach der anderen. Nachdem die Lagererstellung beinahe fertig war, hat man mich am 9. April als Briefträger im Lager eingesetzt, zumal wir Post bekommen und einmal im Monat schreiben durften. Meine Anschrift war: František Buchauer, Internacni Tredisko Tremoschna 36, V/5 Cislo 1650. Das war meine Lagernummer, die ich tragen mußte und die ich heute noch habe.

So kam ich im ganzen Lager herum, das mit 2000 Gefangenen sehr groß war. Und ich durfte als einziger Mann in den Frauenbereich. Ich war einer der Jüngsten und sehr beliebt. Wenn „der Franzi“ kam, wie mich alle nannten, brachte er Post von daheim.



GRAF Richard Coudenhove-Kalergi



Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi

AUS HOSTAU

Im Lager lernte ich Gudrun Henlein kennen. Ihr Vater, den die Tschechen damals schon erschlagen hatten, war einst unser Gauleiter gewesen. Diese Gudrun, die 16 Mal von den Tschechen vergewaltigt worden war, war so alt wie ich, und wir wurden Freunde. Ich denke noch oft an sie.

Sehr überrascht war ich, als bei den Neuzugängen auch unser ehemaliger Deutschlehrer und Bannführer Wolfgang Schrimpf und auch Rudolf Hild dabei waren. Sie kamen vom berühmten Gefängnis Bori in Pilsen und waren in einem furchtbaren Zustand. So waren sie sehr froh, daß ich ihnen ein paar Stücke Brot und Kartoffeln, die ich selbst im Lager zusammengebettelt hatte, geben konnte. Was mag wohl in dem Kopf meines ehemaligen Bannführers und Deutschlehrers vorgegangen sein, als ich nun auf einmal mit Brot und Kartoffeln in so einer Situation vor ihm stand. Immerhin war ich der Schüler gewesen, dem er keine gute Note in Deutsch gegeben hatte mit der Begründung, daß ich im öffentlichen Leben nicht meinen Mann stehe. Ich hatte mich nämlich geweigert, das Fähnlein eins in Bischofteinitz zu übernehmen.

In diesem letzten Teil erinnert sich Franz Buchauer an seine Kriegsgefangenschaft und den Neuanfang im baden-württembergischen Waibstadt.

Als eines Tages bei der Post, die ich austrug, ein Brief an Frau Zitzmann dabei war, fragte ich die Frau, ob sie denn mit dem Karl Zitzmann von Pilsen was zu tun habe. Da stellte sich heraus, daß sie die zweite Frau von meinem Großonkel war, der in der erwähnten Nacht in seinem Haus in Pilsen von den Tschechen erschlagen wurde.

Die Arbeit im Postbüro und die Briefzustellung waren interessant, denn ich lernte viele Menschen und ihre Schicksale kennen. Unter ihnen waren Wehrmachtsangehörige und Kriegsgefangene, die die Amerikaner den Tschechen zum Wiederaufbau der in den letzten Kriegstagen sinnlos bombardierten Škoda-Werken ausgeliehen hatte. Leider starben einige von ihnen bei uns im Lager. Mir fiel es immer schwer, wenn ich auf deren Briefe schreiben mußte: „Zurück. Verstorben im Lager Tschemoschna.“

So vergingen wieder Wochen und Monate. Ende Juni hieß es, wir würden entlassen. Tatsächlich wurden Soldaten und endlich am 11. Juli auch mein Onkel Andres und ich entlassen. Am 12. Juli waren wir wieder zurück in Stockau. Dort war man aber schon dabei, das Wichtigste für die Aussiedlung zusammenzupacken. Die Aufregung war groß, aber man dachte, daß es nur für eine kurze Dauer sei. So wurde der Haustürschlüssel ganz oben im Gepäck verstaut.

Am 14. Juli brachte man uns in ein Lager in Taus. Die nächsten Tage mußten wir Waggon reinigen, und am 17. Juli wurden wir nach Deutschland transportiert. Auch in Furth im Wald wurden wir wie Vieh behandelt: entlaust, beschimpft und den deutschen Behörden übergeben. Nach mehreren Stationen kamen wir am 20. Juli in Sinsheim an. Nach einigen Tagen im Sinsheimer Lager wurden wir auf verschiedene Ortschaften verteilt und kamen am 1. August nach Waibstadt mit der Hoffnung, daß wir bald wieder in unser geliebtes Stockau zurück dürfen.

Waibstadt: ein anderes Land, andere Leute, eine andere Mundart, anderes Geld und eine andere Mentalität. Wir wurden im alten Schulgebäude (jetzt Rathaus) an der Hauptstraße untergebracht, hatten kein Bett, keinen Tisch, kein Brot, kein deutsches Geld und standen vor dem Nichts. Die meisten von uns hatten daheim eine eigene Landwirtschaft, und daher waren die nötigsten Lebensmittel dort immer vorhanden gewesen. Jetzt mußte alles gekauft werden, wozu man deutsches Geld, Lebensmittelkarten und manchmal auch noch gute Beziehungen brauchte, aber leider hatten wir von allem nicht viel.

Es war für alle sehr schwer, besonders für die alten Leute. Man konnte aber so gut wie gar nichts ändern, das Leben ging weiter. Man mußte sich orientieren und erkundigen, wohin die Nachbarn, Freunde oder Schulkameraden gekommen sind, da wir auf verschiedene Orte verteilt worden waren.

Als ich wußte, wo die meisten Stockauer waren, ging es in erster Linie darum, den Hunger zu stillen. Wir mußten Ähren sammeln, um vielleicht ein Pfund Mehl vom Müller zu bekommen. Dann ging es Kartoffeln „stupfeln“, wobei wir oft vom Acker-

besitzer fortgejagt wurden. Auch mußten wir im Wald, der beinahe wie ausgekehrt war, Holz zusammenlesen, denn es mußte ja auch gekocht werden. Neben der alten Schule, wo wir wohnten, war das Pfarrhaus. Dort ging ich hin, um mit Gartenarbeit ein paar Mark oder ein bißchen Gemüse zu verdienen.

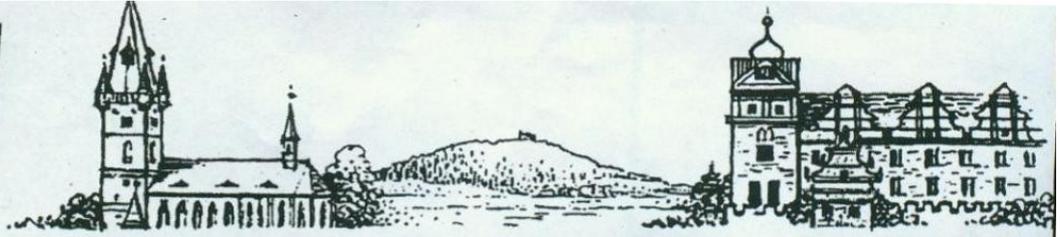
Der 15. August war in Waibstadt Feiertag, da wurde das Patroziniumsfest gefeiert. Nach langem Drängen von meiner Mutter ging auch ich in die Kirche. Den Festgottesdienst hielt ein eigens angereister Bischof. Die ganze Predigt bestand nur aus Schimpfen auf die Nazis. Die Nazis waren alle Mörder und Verbrecher. Demnach mußten ja auch mein Vater und alle meine Verwandten und Bekannten, die auch Parteimitglieder waren, Verbrecher sein. Da hörte bei mir wieder das Verständnis für die katholische Kirche auf.

Am 24. August, ich arbeitete wieder beim Pfarrer im Garten, kam jemand und rief: „Franzi, dein Vater ist aus der Gefangenschaft zurückgekommen.“ Unsere Freude war groß. Nach langem Erzählen stellte sich heraus, daß mein Vater, der in Rußland in Gefangenschaft war, am selben Tag, an dem wir aus Stockau vertrieben wurden, entlassen wurde.

Seinen relativ frühen Entlassungstermin hatte er seinem Beruf (Tischlermeister) zu verdanken, denn der Lagerkommandant fragte eines Tages, welcher Handwerksmeister mit 20 Mann innerhalb von einem Jahr für ihn ein Haus bauen könne. Wenn dieser Termin pünktlich eingehalten werde, solle dieser entlassen werden. Das Haus war nach einem Jahr fertig, der Kommandant hielt sein Wort und Vater wurde entlassen. In Würzburg am Bahnhof erfuhr er durch Zufall, daß wir im Kreis Sinsheim sind. Dann war es nicht mehr schwer, uns in Waibstadt zu finden.

Franz war Besitzer einer Möbelschreinerei und beschäftigte 38 Mitarbeiter. Bei dem Verkehrsunfall, bei dem er umkam, wurde seine Frau schwer verletzt. Sie befindet sich zur Zeit in der Reha. Er hinterläßt außer seiner Frau zwei Kinder, einen Enkel und einen Urenkel. Wir werden ihn in guter Erinnerung behalten.

Gertrud Püffeld



HEIMATBOTE

Jahrgang

Folge

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

München,

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt
Sudetendeutsche Verlagsgesellschaft mbH · Hochstraße 8 · D-81669 München · zeitung@sudeten.de

B 3631

Postelberg 1945

Das Massaker

Landsmännin Edith Bergler hat den Tathergang von Postelberg unter dem Titel „Die Massenerschießung der Männer von Saaz/Žatec 3. bis 6. Juni 1945“ zusammengefaßt:

Direkt verantwortlich in Prag: Václav Nosek, Innenminister; Verantwortliche vor Ort: Oberleutnant Jan Zicha, Leutnant Jan Čubka, Hauptmann Vojtěch Černý, Polizist Bohuslav Marek, Brigadegeneral Oldřich Španiel.

Die Konzentration der deutschen Bevölkerung und die Selektierungsmaßnahmen geschahen am 28. und 29. Mai 1945. Am 3. Juni wurden die Männer von Saaz (13 bis 65 Jahre alt, auch Kranke und Krüppel) unter großer Gewalteinwirkung und vielen Schüssen auf dem Marktplatz von Saaz zusammengetrieben. Es waren ungefähr 5000 Menschen. Nachzügler wurden auf der Stelle erschossen. Drei Deutsche, die von ihren Wohnungen aus dieses unmenschliche Treiben verfolgten, nahmen sich das Leben, um nicht in die Hände der Verbrecher zu fallen.

Im Laufe des Vormittags wurden die Männer und Knaben in drei Kolonnen unter Peitschenhieben und Schüssen nach Postelberg getrieben, das 15 Kilometer von Saaz entfernt liegt. Wer nicht mehr gehen konnte, wurde

solort erschossen. Postelberg war menschenleer, da die Bewohner zuvor in Lager getrieben worden waren.

Das Ziel war die Kaserne in Postelberg/Posteloprty. Um Mitternacht erreichte ein Nachtrupp mehr tot als lebendig den Kasernenhof in Postelberg. Dabei handelte es sich um 150 Männer, die aus dem Gefängnis in Saaz herausgetrieben worden waren.

Alle Männer saßen während der Nacht auf dem Boden des Kasernenhofs und durften auch zur Notdurft ihren Platz nicht verlassen. Sobald einer sich erhob, wurde geschossen. Es gab Tote und Verwundete, um die sich niemand kümmerte.

Der 4. Juni war der Tag der Beraubung. Zuerst mußten die Deutschen ihre Toten und Verwundeten in den Splittergraben werfen, der die Latrine war. Schüsse aus Maschinenpistolen erlösten die Verwundeten von ihren Leiden. Tschechen sammelten in großen Kisten Geld, Uhren und Ringe ein. Briefe, Dokumente und Medikamente wurden vernichtet.

Die Nacht zum 5. Juni verbrachten die Postelberger in den Ställen, in denen man wegen der Hitze und Enge kaum atmen konnte. Im Hof wurden während der ganzen Nacht Männer wegen Nichtigkeiten erschossen.

Am 5. Juni begann das Aus-sortieren für das planmäßige Morden. Die Stalltüren wurden geöffnet. Wer nicht schnell genug in den Hof rannte, wurde erschossen.

Es wurden Abteilungen gebildet, in denen sich die Männer der SS, SA, NSKK, der Wehrmacht und der Sudetendeutschen Partei sammeln sollten. Die einen kamen hinter Stacheldraht, die anderen sperrte man in Ställe ein, andere wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt. Gruppen wurden zum Lagertor hinausgeprügelt und kamen nicht zurück. Sie gingen in den Tod.

In diesem unbeschreiblichen Durcheinander wurde ständig geschossen und geschlagen. Tote mußten in die Latrine geworfen werden. Geschah das nicht

schnell genug, beförderte ein Schuß den Transporteur gleich hinterher. Es gab auch an diesen Tag nichts zu essen.

Der 6. Juni war der Tag des Kindermords und der planmäßigen Erschießungen. In der Nähe des Kasernentors saßen wie alle Tage etwa 120 Jungen im Alter von 13 bis 18 Jahren. Als ein Arbeitstrupp die Kaserne verließ, schlossen sich fünf Jugendliche unauffällig an. Sie wollten so dieser Hölle entgehen. In Postelberg wurden sie aufgegriffen und zurückgebracht.

Vor den versammelten Gefangenen mußten sich diese Knaben entkleiden. Sie wurden am ganzen Körper gepeitscht, so daß das Blut in Strömen floß und sie

in einer großen Blutlache kauerten oder lagen. Niemand im Hof durfte sich rühren. Nach einer halben Stunde wurden die Geschundenen einzeln nach der Reihe erschossen.

Anschließend wurden Truppen mit bis zu 80 Mann aus der Kaserne hinausgeführt. Die Männer wußten, daß sie in den Tod gingen. Noch bis Mitte Juni wurden hier Menschen erschossen.

Am 6. Juni wurden 800 bis 1000 Männer in das KT (= KZ) 28 Oberleutensdorf/Litvinov überstellt, andere wurden zur Zwangsarbeit nach Laun/Louny zugewiesen, ein Teil der Geschundenen kehrte nach Saaz zurück, wo

man sie in den dortigen Lagern konzentrierte.

Auf Veranlassung einer Kommission für Staatssicherheit im Parlament kam es 1947 zu einer

Untersuchung des Falls. 763 Skelette wurden exhumiert.

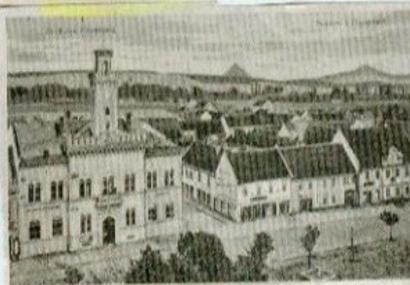
Vojtěch Černý gab zu, den Befehl zu dieser Aktion aus Prag bekommen zu haben. Nach dieser Aussage folgte die Untersuchungskommission 1947 der Empfehlung des Innenministers Václav Nosek, der vorschlug, „die Sache ohne jeglichen Eingriff in die breite Öffentlichkeit zu lösen“, Nosek hatte 1945 mit größter Wahrscheinlichkeit den Befehl dazu erteilt.

1997 stellte [der „Charta '77“-Unterzeichner] Ludvík Vaculík mit drei weiteren Bürgern aus Prag Anzeige bei der Oberstaatsanwaltschaft in Prag wegen der Straftaten in Postelberg, die sie als Kriegsverbrechen und Völkermord bezeichneten. Das Gerichtsverfahren wurde mit folgender Begründung abgelehnt:

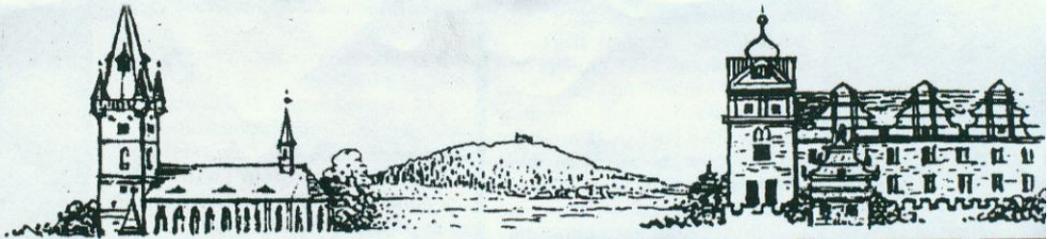
Die Parlamentskommission, die die Untersuchung des Falls am 30. und 31. Juli 1947 durchführte, empfahl, die Ereignisse in Postoloprty nach Dekret 115 [dem Straftatenrechtfertigungsgesetz] zu behandeln.

Dazu ein Kommentar des Historikers Tomáš Staněk („Verfolgung 1945“) aus dem Jahr 1998: „Selbst wenn diese Bewertung einen realen Hintergrund hat und die Stimmung der damaligen Zeit zum Ausdruck bringt verblüfft darin im Abstand der Zeit die offensichtliche Tendenz die menschliche Tiefe der Tragödie zu bagatellisieren, die Hunderte von Männern mit ihrem Leben bezahlt haben, und das Maß der Schuld derer zu mindern, die für sie direkt verantwortlich waren.“

Quellen – Tomáš Staněk „Verfolgung 1945“, Wien/Köln/Weimar 2002; Theodor Schieder (Hrsg.): „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost Mitteleuropa“, Band IV/1 „Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei“, Bonn 1957.



Postelberg zur Zeit der ersten ČSR.



HEIMATBOTE

Jahrgang

Folge 32

FÜR DIE KREISE TACHAU UND BISCHOFTEINITZ

München, 20.08.2007

Postvertriebsstück · Deutsche Post AG · Entgelt bezahlt
Sudetendeutsche Verlagsgesellschaft mbH · Hochstraße 8 · D-81669 München · zeitung@sudeten.de

B 3631

› Massenmord in Vollmau

Frauen und Kinder als Kugelfang

Schon kurz nach dem Zusammenbruch der deutschen Verwaltung kam es im Sudetenland und in den Sprachinseln der wiedererrichteten Tschechoslowakei zu grausamen Massakern unter der deutschen Bevölkerung. Die Massenmorde in Taus und Umgebung beschäftigten deutsche und tschechische Strafverfolgungsbehörden. Das Verfahren mußte eingestellt werden, weil die Tatverdächtigen nicht zu ermitteln oder verstorben waren. Jetzt ist ein weiterer Massenmord an Einwohnern von Vollmau bekannt geworden. Das Dorf gehörte nach der Gebietsreform von 1938 mit dem neuen Kreis Markt Eisenstein zu Bayern und liegt an der Straße von Furth im Wald nach Taus.

Als der westliche Teil des Sudetenlandes im Frühjahr 1945 von amerikanischen Truppen besetzt wurde, war die Bevölkerung froh, die Schrecken des Krieges überstanden zu haben. Sie erinnerte sich der Atlantik-Charta, die nach der Vernichtung der NS-Herrschaft einen Frieden versprach, der allen Nationen die Möglichkeit bietet, innerhalb der eigenen Grenzen sicher und frei von Not und Furcht zu leben. In der Atlantik-Charta hatten Franklin D. Roosevelt und Winston Churchill erklärt, daß sie keine territorialen Änderungen wünschten, die nicht mit dem frei zum Ausdruck gebrachten Wunsch der betreffenden Völker übereinstimmen. Das war von den alliierten Rundfunksendern

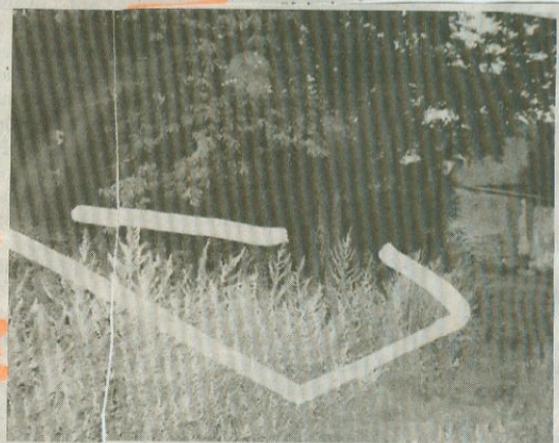
in allen Sprachen der Welt verkündet worden. Auch den Menschen im Böhmerwald-Ort Vollmau. Doch es kam anders.

Nach einem Bericht des Pfarrverwesers von Vollmau, B? Zeisel, kam es dort in der Zeit vom 13. bis 15. Mai 1945 zu einem grausamen Massenmord. In dem Bericht heißt es: „Es war am 13. Mai 1945, Sonntag. Die deutsche Bevölkerung in Vollmau rüstete sich zum Kirchgang. An diesem Tage brachen trotz des Waffenstillstandes und trotz des gutnachbarlichen Verhältnisses der Deutschen zu den Tschechen uniformierte und bewaffnete tschechische Horden ins Dorf, mordeten, plünderten und vertrieben die friedfertige, waffenlose deutsche Bevölkerung...“

Die ersten Opfer waren die gegen 70 Jahre alten Eheleute J. und A. So fanden J. M., Vater von fünf unversorgenen Kindern, und seine Frau den Tod. Sie wurden vor den Augen der Kinder niedergeschossen... erschossen wurden weiter F. K. K. S., der sich im ersten Schreck-

ken mit einer Hacke verteidigen wollte, wurde mit derselben Hacke niedergemacht... Ein Flüchtling aus Heidelberg wurde im Bett erschossen. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß sechs

Flüchtlinge unterwegs von Böhmisch Kubitzten nach Bayern waren. Sie wurden bei Vollmau von der Horde eingeholt und nieder-



Auf dem Grundstück Nr. 29 in Vollmau soll sich das Massengrab befinden.

gemacht. Der Kriminalpolizist Dr. Sladky sprach später von 47 Toten, welche an diesem Tag in Vollmau erschossen wurden.“

Nach einem Augenzeugenbericht „fielen raubgierige Tschechen mordend und plündernd in

den Böhmerwald ein". Der Zeuge spricht von „Abschaum des tschechischen Volkes, ordinärem Gesindel, Dieben, Wege-lagerern, Räubern und gemeinen Mördern". Es wird weiter von schwer bewaffneten Tschechen in Uniform und in Zivil berichtet, die mit einem Lastwagen, auf dem sich auch Flüchtlinge aus Schlesien befanden, nach Vollmau kamen. Der Zeuge beschreibt das grausame Geschehen wie folgt:

„Die Tschechen brachten die schlesischen Heimatvertriebenen bis vor Vollmau. Offenbar hatten die Tschechen Widerstand erwartet, die Schlesier, zumeist Frauen und Kinder, sollten ihnen als Kugelfang dienen. Im Ort eröffneten die Tschechen plötzlich das Feuer auf die Schlesier. Die Säuglinge

wurden im Kinderwagen erschossen, Mädchen und Frauen mit Schüssen niedergeknallt oder durch Kolbenschläge niedergeschmettert. Es war ein unbeschreibliches Morden. Frauen stellten sich schützend vor ihre verletzten, blutenden Kinder. Kinder sahen, wie man ihre Mütter erschoss, Mütter sahen, wie man ihre Kinder bestialisch tötete. Niemand von diesen Schlesiern konnte sich retten. Kein

Mensch kennt ihre Namen, keiner weiß genau, woher sie kamen.“

Ein weiterer Zeitzeuge spricht von 50 Toten, Opfern des grausamen Massenmordes.

Wie aus der Dokumentation von Alfred Kolbeck und Karl Beck „Erinnerungen an Vollmau“ hervorgeht, wurden am 13. Mai 1945 von „etwa einem Dutzend junger Tschechen, darunter allem Anschein nach auch Orts-

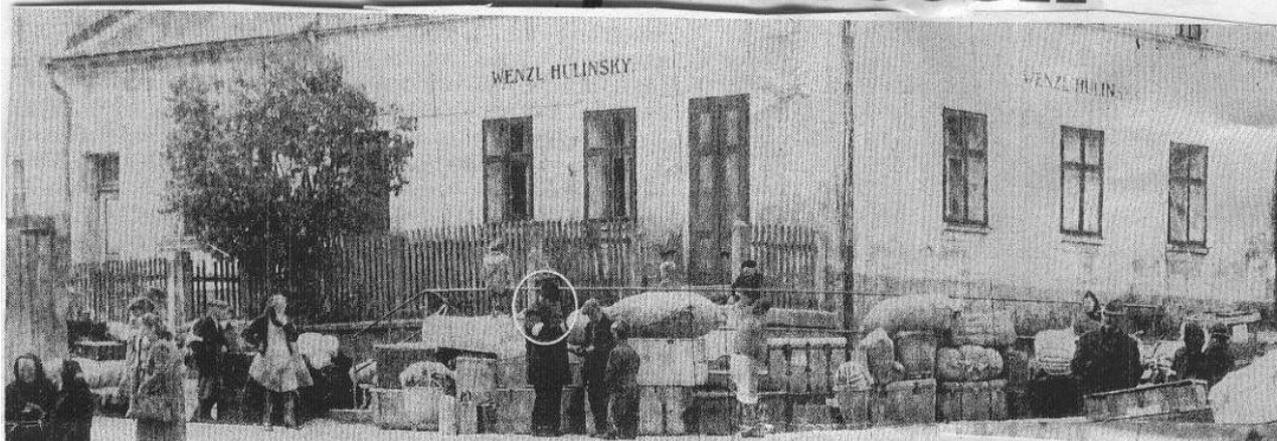
kundige, in den Morgenstunden des 13. Mai gefangene deutsche Soldaten, Frauen und Kinder am Ortsrand von Vollmau zusammengeschossen". Weiter wird dazu ausgeführt: „Bei den Soldaten soll es sich um Wachpersonal der Munitionsfabrik Holleischen und deren Angehörige gehandelt haben. Sie waren mit einem Lkw in Sichtweite der ersten Häuser herangebracht worden und mußten dann zusammen auf diese zurennen. Im Laufen wurden sie von Gewehrsalven niedergemäht. Dabei fanden 24 Personen den Tod, ein Soldat überlebte das Massaker. Verwundet konnte er sich verbergen und später unbeobachtet die Grenze erreichen.

Das Gemetzel am Ortsausgang, das nicht unbemerkt geblieben war, hat sicherlich die erste Fluchtreaktion ausgelöst. Für die Mörder war es nur der Auftakt. Mit Waffengewalt trieben sie die wehrlosen Dorfbewohner aus den Häusern und jagten sie der Grenze zu. Wer zu langsam war, wurde bedroht und niedergeschossen..." Niemand war an jenen Tagen vor sogenannten Partisanen sicher, deren Heldentaten darin bestanden, hilflose Männer, Frauen und Kinder umzubringen. Nach dem Bericht eines Zeitzeugen soll sich das Massengrab auf dem Grundstück Nr. 29 in Vollmau befinden.

Wegen des Massenmordes wurde Strafanzeige gegen Unbekannt beim Landeskriminalamt München erstattet. Wir werden weiter darüber berichten.

Adolf Wolf

Als die Tschechen feindselig wüteten



Vor der Bäckerei Hulinsky in der Morgenzeile hatten sich die zur Aussiedlung aufgerufenen Bewohner mit ihrem Gepäck einzufinden. Darunter war auch Johann Roth (in der Mitte mit weißer Armbinde), der Großvater von Franz Vcelak, im Gespräch mit Andreas Heimerl und Wolferl Haustein.



Anm: Die Welt schwieg. Nur der schweizer Journalist René Altmann, Reporter der Züricher Wochenzeitung "Die Tat", freisinnig, hat regelmäßig davon berichtet. Er wurde von gewissen Kreisen der Sympathie mit den Faschisten beschuldigt und teilweise verfolgt. In England waren diese Vorgänge bekannt. Ein Bekannter meiner Cousine Anna (Wewaenglanna), die seit 1936 in London lebte und mit einem englischen "Bobby" verheiratet war, erzählte mir, dem "POW", daß ein guter Bekannter zur britischen Militärkommission gehörte, daß dies zwar gemeldet wurde, aber nicht veröffentlicht werden durfte. Es wurde von "Deutschen" verhindert.
JG.